

# Anton Ritter von Spaun.

Seine Persönlichkeit und seine literarischen  
Werke.

Von

**Josef Angsüßer.**

Als Grundlage für die vorliegende Arbeit diente mir meine im Jahre 1929 an der philosophischen Fakultät der Universität zu Wien eingereichte Doktorarbeit „Das Geschlecht der Ritter von Spaun in der deutschen Literatur“. Wie dort, so sei auch hier der besondere Dank meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Univ.-Professor Dr. Eduard Castle, ausgesprochen, der mir stets anregend und fördernd zur Seite stand. Die Möglichkeit, über Anton von Spaun zu arbeiten, war für mich aber erst gegeben, als die Nachkommen Anton Spauns mir in freundlicher Bereitwilligkeit Einsicht in die Familienpapiere und den gesamten Nachlaß gewährten. An dieser Stelle danke ich dafür der treuen Hüterin des Spaunschen Familienerbes, Frl. Emma von Spaun (Wien III.), die mir den in ihrem Besitz befindlichen größten Teil des Nachlasses von Anton Spaun zur Verfügung stellte, Frau Grete von Spaun (Wien VIII.), die mir die Familiengeschichte, und Herrn Dr. Erwin von Spaun (Wien XIII.), der mir seinen Handschriften-Schatz bereitwilligst zur Bearbeitung überließ. Auch Herrn Baron Roner in Traunkirchen sei für seine wertvollen mündlichen Mitteilungen an dieser Stelle gedankt. Neben den in Privatbesitz befindlichen Nachlaßstücken benützte ich das einschlägige Material aller in Betracht kommenden österreichischen Archive.

## I.

Die Familie Spaun läßt sich bis in das 17. Jahrhundert zurückverfolgen. Aus dem Jahre 1650 ist der älteste, uns bekannte Träger dieses Namens bezeugt: Georg Spaun<sup>1)</sup>, der 23 Jahre lang Gerichtsvogt der gräflichen Herrschaft Deisenhausen in Schwaben war. Wir wissen nur wenig aus seinem Leben. Am 9. Mai 1650 vermählte er sich mit Barbara Freiberger. Als er am 8. Feber 1675 starb, hinterließ er 11 Kinder<sup>2)</sup>. Sein zweitältester Sohn Johann Christoph Spaun (20. März 1654—27. April 1686) heiratete am 25. Juni 1675 Anna Franziska Hildebrandt aus Rotenburg. Er war wie sein Vater Gerichtsvogt und hinterließ 5 Kinder, 3 Töchter und 2 Söhne. Franz Anton (I.) Spaun, der die Familie in gerader Linie fortführt (27. Juni 1676—3. Jänner 1741) vermählte sich mit Elisabeth von Reutlingen. Er wanderte aus seiner schwäbischen Heimat aus und ging nach Österreich. Hier trat er in den Dienst der niederösterreichischen Stände und wurde von Karl VI. im Jahre 1721 in den Reichsritterstand erhoben. Franz Anton (I.) Reichsritter von Spaun ist damit der Begründer und Ahnherr des österreichischen und reichsritterlichen Geschlechtes derer von Spaun. Er wurde zum ständischen Syndikus des Landes Niederösterreich gewählt und bekleidete damit ein Amt, das nach ihm im Lande Oberösterreich sein Enkel Franz Xaver und sein Urenkel Anton, dessen Lebensbild die Aufgabe dieser Abhandlung ist, bekleideten. Franz Anton hatte neun Kinder, jedoch nur 2 Söhne: Simon Thaddäus und Franz Anton (II.), der im Jahre 1718 Dekan der juridischen Fakultät der Universität zu Wien war und im Jahre 1738 zum Rektor der Wiener Universität gewählt wurde. Sein Bruder Simon Thaddäus trat 1749 in die niederösterreichische Landesregierung ein, wurde 1754 Kreiskommissär, 1755 Rat der Repräsentation und Kammer und 1759 Regierungsrat. Als solcher wurde Simon Thaddäus von Spaun nach Linz versetzt, wo

---

<sup>1)</sup> Gearbeitet nach dem „Extraktus aus dem Trauungsbuch, Geburts- und Sterberegister der Kath. Pfarrei Deisenhausen die edle Familie Spaun betr.“ Einlage zur Familiengeschichte, die Josef Spaun zwischen 1864 und 1866 geschrieben hat und die die Hauptquelle für die vorliegende Arbeit ist. C. Wurzbach: Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich. 36, S. 84, gibt Reutlingen als den ältesten Sitz der Spaun an, was aber auf einen Irrtum zurückzuführen ist, der seine Klärung darin findet, daß eine Maria von Reutlingen Franz Anton (I) heiratete.

<sup>2)</sup> Siehe Stammbaum!

er 1786 starb. Er hatte 3 Töchter und 4 Söhne, von denen Franz Xaver als Vater der Brüder Anton und Josef von Spaun im folgenden näher behandelt werden soll.

Franz Xaver Ritter von Spaun<sup>3)</sup> wurde am 27. November 1756 in Wien geboren. Gleich seinem Bruder Franz Seraphikus wurde er von dem französischen Abbé Chabert erzogen. Sein weiterer Unterrichtsgang wurde dann durch die schon erwähnte Versetzung seines Vaters nach Linz unterbrochen. Franz Xaver setzte seine Studien im Nordischen Stifte in Linz fort. Dieses Stift war für die Erziehung junger, katholischer Nordländer bestimmt, nahm aber auch andere Jünglinge, meist aus adeligen Kreisen, auf. Neben den üblichen Gegenständen wurde auch im Tanzen, Fechten und Reiten Unterricht erteilt<sup>4)</sup>. Franz Xaver hatte eben seine juristischen Studien beendet, als er sich 1773 in die damals 16jährige Tochter Josefa des Regierungsrates Max Gandolf Steyrer von Riedenburg verliebte. Die Familien Spaun und Steyrer, die eng befreundet waren, traten einer ernsten Verbindung der noch zu jungen Menschen entgegen, da Franz Xaver außerdem noch keine Aussicht auf eine gesicherte Stellung hatte. Ein merkwürdiges Schicksal führte die beiden Menschen später doch noch zusammen. Als im Jahre 1775 Oberkriegskommissär von Heretmüller um Josefa Steyrer anhielt, erhielt er die Zustimmung der Eltern und des Mädchens selbst. Heretmüller, der plötzlich Befehl erhielt, zur Armee einzurücken, ließ sich am 8. Jänner 1778 in aller Stille mit Josefa trauen. Auf der Reise überschlug sich jedoch der Wagen in der Nähe von Regensburg, und zwei Tage nach der Trauung, am 10. Jänner, starb Heretmüller an den Folgen des Unfalles. Josefa Heretmüller war — kaum Frau — schon Witwe geworden. Sie lebte nach diesem furchtbaren Schicksalsschlag in stiller Zurückgezogenheit. Franz Xaver Spaun hatte den Gedanken an eine Werbung nie aufgegeben; nun war die Erfüllung seiner Wünsche allerdings weit hinausgerückt. Sieben Jahre hindurch blieb die von Spaun geliebte Frau der öffentlichen Gesellschaft fern.

Als sie sich jedoch wieder zeigte, trat sie mit einem Schlag in den Vordergrund. Spaun war damit die Möglichkeit gegeben, noch einmal um die Hand der Frau anzuhalten, der er seine Neigung geschenkt und der er seine Liebe geben wollte.

Das gesellschaftliche Leben der Städte hatte zu jener Zeit einen sonderbaren Anlaß zu einem neuen Aufschwung gefunden. Josef II. hatte im Laufe seiner Reformen auch die geistlichen Bruderschaften

<sup>3)</sup> J. Spaun: Familiengeschichte (ich kürze: FG.) S. 26 ff.; abgedr.: A. Depiny: Heimatgaue. Linz. 6 (1925) S. 173 ff.

<sup>4)</sup> Fr. X. Stauber: Historische Ephemeriden. Linz. 1884. S. 19.

und Kongregationen aufgehoben und an ihrer Stelle Armeninstitute gegründet. Damit setzte eine Flut von Wohltätigkeitsvorstellungen ein, deren Erträgnis den Armen zugute kam. Das Linzer Theater beherrschte zu jener Zeit Johann Benedikt Anton Cremeri (1752 bis 1795)<sup>5)</sup>. Er war als Schauspieler schon in Hermannstadt, Temesvar und Salzburg tätig gewesen und kam im Jahre 1776 nach Linz. 1780 schrieb er eine „Bill an Josef II. aus der Herzenskammer eines ehrlichen Mannes“, in der er seine Ansicht über Theater und Schauspieler niederlegte. Diese Schrift, mit großem Idealismus und viel Begeisterung geschrieben, zog ihm die Feindschaft eines Teiles der geistlichen Stände zu. Cremeri wandte sich dann bald dem nationalen, heimatgeschichtlichen Stoffgebiet zu, aus dem er viele Stücke schöpfte. Gewandt und den Augenblick mit seinen Bedürfnissen erkennend, schrieb er, als die Wohltätigkeitsvorstellungen begannen, ein Stück mit dem Titel „Das Armeninstitut“, das am 6. November 1784 in Linz aufgeführt wurde. Damit machte er in Linz den Anfang mit den Vorstellungen, deren sich bald die Linzer Gesellschaft annahm, erfreut, Vergnügen und Edelmut verbinden zu können. Die Familie Steyrer bereitete die erste Dilettantenaufführung zu Gunsten der Armen vor: Am 20. Dezember 1785 wurde „Die Schule der Eifersüchtigen“ von Salieri in Szene gesetzt. Die Linzer Zeitung gab eine begeisterte Kritik dieser Aufführung<sup>6)</sup>, die am 22. Dezember wiederholt werden mußte. Sogar die Landesregierung sandte der Familie Steyrer ein Belobungsdekret und Cremeri gab seiner Begeisterung über das Spiel der Josefa Heretmüller, die sich schon früh in Gesang geübt hatte und bei dieser Gelegenheit als Charlotte aufgetreten war, Ausdruck in den Versen:

„Dein schönes Aug', so schlau und frei!  
 Und deine süße Tändelei,  
 Und deine Grazie dabei! — — —  
 Wer konnt sich da noch retten?  
 Wir wurden alle ungetreu,  
 Und — küßten deine Ketten“<sup>7)</sup>.

Josefa war mit diesem Theatererfolg wieder in den Vordergrund des öffentlichen Lebens gerückt und Franz Xaver Spaun, der inzwischen als Auskultant bei den Landrechten eingetreten und zum Landrat befördert worden war, hielt ernstlich um ihre Hand an<sup>8)</sup>.

<sup>5)</sup> K. Schiffmann: Drama und Theater im Lande ob der Enns. Linz. 1905. S. 152 f.

<sup>6)</sup> Linzer-Zeitung 1785 vom 23. Dezember.

<sup>7)</sup> Linzer-Zeitung 1785 vom 30. Dezember.

<sup>8)</sup> Fr. X. v. Spaun war 1784 auch Mitglied der Loge „Zu den 7 Weisen“ in Linz geworden. s.: A. Abafi: Geschichte der Freimaurerei. Budapest (1893) 4. S. 357.

Seine Werbung hatte diesmal Erfolg und am 14. März 1786 fand die Trauung der Witwe Josefa von Heretmüller mit dem Landrat Franz Xaver Ritter von Spaun statt. Schon im nächsten Jahre 1787 kam das erste Kind Max Gandolf (I.) zur Welt, das jedoch nur sechs Jahre alt wurde und schon 1793 an den Blattern starb. Am 11. November 1788 wurde dem Landrat ein zweiter Sohn Josef geboren, dem am 31. Mai 1790 Anton und am 3. August 1792 Franz nachfolgten. Am 9. März 1795 gesellte sich den drei Brüdern ein Schwesterlein Marie und im Jahre 1797 wieder ein Junge Max Gandolf (II.).

Das Familienleben der Spaun mußte bald allerhand Störungen erleiden. In allen Fällen aber zeigte sich der edle Charakter Franz Xaver Spauns, dessen Verhältnis zu seinem Bruder Franz Seraphikus hier Platz finden soll, umsomehr, als dieser eine Zeit hindurch den Unterricht der Brüder Anton und Josef leitete.

Anton Spaun, dessen Leben diese Blätter füllen soll, und sein Bruder Josef waren ihrem innersten Wesen nach Romantiker. Glaube, Achtung und Liebe zu Menschen und Dingen, besonders zur Kunst haben ihr Leben erfüllt, haben ihrem Leben den Stempel aufgedrückt. Ein gutes Stück echter Romantik wird sich vor uns auftun, wenn wir die folgenden Seiten durchblättern. Ihr Onkel Franz Seraphikus hingegen war Aufklärer. 1754 war er in Wien geboren<sup>9)</sup>. Gleich dem uns schon bekannten Franz Xaver wurde er von einem Abbé Chabert erzogen, dann kam er in das Theresianum. Über seine Jugend wissen wir wenig: an der Wiener Universität studierte er die Rechte und schloß 1776 seine Studien mit einer „Dissertatio de successione foeminarum in feudo“ ab, die im Druck erschienen ist. Seine erste Stellung fand er in Freiburg<sup>10)</sup> im Breisgau als Gubernialrat<sup>11)</sup>. Dort vollzog sich in dieser Zeit die Wandlung zur Aufklärung. Jacobi, der Freund Goethes und spätere Präsident der Münchner Akademie, lebte dort; Aufklärer, Illuminaten und Freimaurer eroberten sich im Jahrzehnt von 1775 bis 1785 die führende

<sup>9)</sup> Sowohl sein Name wie Ort und Jahr der Geburt werden verschieden angegeben. Er selbst nennt sich in seinen Schriften immer nur Franz, die Lexika führen ihn als Franz Anton an, H. Holzmann: Aus dem Lager der Goethe-Gegner, Berlin, 1904, nennt ihn Franz de Paula. In der Familiengeschichte erscheint er als Franz Seraphikus und als sein Geburtsort wird Wien genannt. In K. Goedeke: Grundriß der deutschen Literatur. 12, S. 242; in Wurzbach 36, S. 75; in Allgemeine Deutsche Biographie. 35, S. 69, wird überall Linz als Geburtsort genannt.

<sup>10)</sup> Hof- und Staatsschematismus vom Jahre 1781. S. 505. In den Jahrgängen von 1776 bis 1794 wird Franz Spaun nicht angeführt. Die politische Laufbahn Spauns ist größtenteils aktenmäßig nicht mehr festzustellen, da die Akten der Justiz- und Polizeistelle beim Brande des Justizpalastes in Wien (1927) verbrannt sind. Für die Vorgänge in Freiburg lag mir ein Auszug aus den Akten des Badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe vor.

<sup>11)</sup> FG. S. 6.

Stellung im gesellschaftlichen und geistigen Leben Freiburgs. Die Geisteshaltung Franz Spauns, die sich in seinen späteren Schriften zeigt, führt uns zur Vermutung, daß er sich damals einer dieser aufklärerischen Bewegungen angeschlossen hat<sup>12)</sup>. Am 17. März 1783 wurde Franz Spaun zum vorderösterreichischen Waldvogt in Waldshut ernannt<sup>13)</sup>.

In dieser seiner amtlichen Stellung ließ er sich Unzukömmlichkeiten zuschulden kommen und trat offen für die Ideen der französischen Revolution ein. Damit kam er um seine Stellung: er wurde aus dem Staatsdienst entlassen. Er selbst stellt die Angelegenheit als eine Intrige hin, doch hatten seine Bemühungen um Abänderung des Urteils, die ihn bis zum Kaiser führten, keinen Erfolg. Und nun kam er zum erstenmal zu seinem Bruder Franz Xaver nach Linz. Franz Seraphikus war durch die Strenge und Unabänderlichkeit der Strafe schwer gebeugt und man brachte ihm in der Linzer Gesellschaft große Teilnahme entgegen. Doch auch hier machte er sich durch seine Rücksichtslosigkeit und sein überspanntes Benehmen bald unmöglich. Der damalige Landeschef Oberösterreichs, Graf Rottenhann, lud Spaun in sein Haus<sup>14)</sup>. Man sprach über die Zeitereignisse und Spaun (so erzählt uns sein Neffe Josef in der von ihm geschriebenen Familiengeschichte S. 10) „äußerte so lebhaft seine Teilnahme an den Grundsätzen der damals gerade in der größten Blüte gestandenen Revolution, und berücksichtigte die beschwichtigenden Worte des der Spaunschen Familie sehr gewogenen Hausherrn so wenig, daß endlich die Gäste entrüstet aufsprangen und meinen Onkel für einen vollendeten Jakobiner erklärten“. Franz Seraphikus Spaun hatte sich durch diesen Skandal natürlich auch den Aufenthalt in Linz vereitelt, und so ging er nach Wien, um zum letztenmal sein vermeintliches Recht auf Aufhebung oder Abänderung der über ihn verhängten Strafe zu erreichen.

Dieser Wiener Aufenthalt führte zur äußeren Katastrophe in Franz Spauns Leben: Spaun trat auch in Wien so offen für die französische Revolution ein, daß er als Staatsgefangener hinter Schloß und Riegel gesetzt wurde: erst in Steinhof, dann in Munkács und später in Kufstein. Franz Spaun hätte wohl sein ganzes Leben hinter Kerkermauern zubringen müssen, wenn es nicht doch seinem Bruder Franz Xaver gelungen wäre, ihm die Freiheit zu erwirken.

<sup>12)</sup> Unter der großen Zahl geistig interessanter und gesellschaftlich führender Männer, die in den Mitgliederlisten der Freimaurerlogen erscheinen, gelang es mir jedoch nicht, Franz Spaun aufzufinden (s.: Abafi: Freimaurerei). Weder in Freiburg, noch in Wien ist Spaun in den Verzeichnissen der Logenmitglieder genannt.

<sup>13)</sup> Akten der Stadt Waldshut. Conv. 4.

<sup>14)</sup> Diese Vorgänge müssen wir in das Jahr 1793 verlegen.

Das ruhige Leben, das in Linz herrschte und auch die Familie Spaun von Sorgen und Aufregungen fernhielt, nahm auf einmal ein gewaltsames Ende. Am 15. August 1800 brach ein Brand aus, der das Schloß und die landständischen Gebäude einäscherte. Die Familie Spaun, die im Landhaus eine Amtswohnung hatte, mußte flüchten, der Brand zerstörte ihre ganze Einrichtung. Franz Xaver erwarb sich bei dieser Katastrophe durch die Rettung des ständischen Archivs und die umsichtige Leitung der Rettungsarbeiten große Verdienste um das Land Oberösterreich. Er wurde auch mit einer Remuneration von 1000 fl. belohnt. Seine Familie selbst wohnte während dieser Schreckenszeit bei den Großeltern Steyrer. Kaum aber hatte sich die Landeshauptstadt von diesem Unglück erholt, folgte nach der Schlacht von Hohenlinden am 21. Dezember 1800 der Einmarsch der Franzosen. Überall wurden die Soldaten einquartiert, auch die vom Brand schwer hergenommene Familie Spaun mußte diese neue Last auf sich nehmen. Die Besetzung von Linz dauerte bis Ende April 1801. Franz Xaver wurde zum kaiserlichen Bevollmächtigten ernannt und mußte für das Land Oberösterreich die Verhandlungen mit dem Feinde führen. Er erwirkte beim kommandierenden General Moreau manche Milderungen, und die Verdienste, die er sich in diesen Jahren erwarb, führten im Mai 1801 zu einer Audienz beim Kaiser. Dieser versprach ihm einen größeren Wirkungskreis und schnelle Beförderung. Franz Xaver jedoch warf sich dem Kaiser zu Füßen und bat ihn, als einzige Anerkennung seiner Dienste den Bruder freizulassen. Der Kaiser, anfangs ungehalten, gewährte ihm schließlich die Bitte unter der Bedingung, daß er seinen Bruder in sein eigenes Haus aufnehme, ihn überwache, und falls er rückfällig werden sollte, ihn auffordere, Österreich zu verlassen.

Doch nun zurück zur Erziehung, die Anton Spaun genoß. Den ersten Unterricht erhielten die Kinder im Elternhause. „Es wurden Erzieher aufgenommen, in deren Wahl man übrigens nicht ganz glücklich war. Die Mehrzahl war zwar gutmütig, allein das Beste, was man von ihnen sagen kann, war, daß sie nichts verdarben“<sup>15)</sup>. Der erste Hofmeister, Grabmayer, war „ein guter, aber sehr schwacher Mann“<sup>16)</sup>, der der Lebhaftigkeit der Kinder nicht gewachsen war. Auf ihn folgte Wagner aus Kremsmünster, „um nicht vieles vernünftiger, aber zorniger und gewalttätiger als sein Vorgänger“<sup>17)</sup>. Lehrer Jobst unterrichtet Anton und Josef in den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens, der Franzose Hairon war

<sup>15)</sup> FG. S. 43 f.

<sup>16)</sup> Ebendort S. 62.

<sup>17)</sup> Ebendort S. 60.



ihr Sprachlehrer. Anton erhielt noch besonderen Unterricht im Zeichnen und Klavierspielen. Er komponierte in seiner Jugend auch mehrere Lieder und Tänze, die aber nicht erhalten sind. Doch blieb ihm die Geschicklichkeit im Zeichnen und die Liebe zur Musik sein ganzes Leben lang. Anton, der „sehr lebhaft und ein kleiner Schelm, dabei aber gutmütig war“<sup>18)</sup>, empfand den Mangel einer liebevollen Erziehung schwer. In einem undatierten Brief an Schober schreibt er später: „Ich begreife noch immer die Menschen nicht, so vielfältig sie vorkommen, die gar so entsetzlich viel wichtigeres kennen, als sich mit jungen Leuten abzugeben, wodurch wir doch so viel nützen, und uns selbst die schönsten Freuden bereiten können. Ich weiß, wie ich schon als Kind mich nach Menschen sehnte, an die ich mich liebend und mit kindlicher Achtung anschließen könnte, wie lebhaft ich fühlte, was mir solche Menschen sein könnten — es war mir unbegreiflich und es schmerzte mich recht, daß alle so kalt und gleichgiltig an dem Knaben vorübergingen, der sie so gern geliebt hätte“<sup>19)</sup>. Doch hatten die Kinder auch schönere Tage, so, wenn sie jeden Sonntag bei Großvater Steyrer zu Tisch geladen waren. Eine ganz junge Kinderliebe zu der ihnen gleich alten Henriette von Vogelsang — Antons späterer Gattin — hätte das Einvernehmen zwischen Josef und Anton fast getrübt. In dieser Zeit begann auch schon die Freundschaft mit Mayrhofer und Ottenwalt, die der Boden für den später zu behandelnden Freundschaftsbund wurde.

In diese Kindheit kam nun noch das Erlebnis mit dem Onkel Franz. Franz Xaver nahm ihn, wie er versprochen hatte, in sein Haus auf und übertrug ihm die Erziehung seiner Kinder. Mit Franz zog jedoch in die Familie Spaun der Zwiespalt und die Unruhe ein. Josefa Spaun fühlte eine gewisse Scheu und Abneigung gegen Franz, der ihren tief religiösen und patriotischen Anschauungen nur mit Spott und Hohn entgegentrat. Franz hielt die Kinder streng und unterrichtete sie anfangs mit Eifer, doch konnte er auch vor ihnen seinen Widerspruchsgeist nicht beherrschen. Er tadelte vor ihnen die Professoren und wettete gegen den Studienplan, der „ein wahrhaft unsinniger sei, den nur gewaltige Dummköpfe fabriziert haben können“<sup>20)</sup>. Nach einigen Monaten schon ließ sein Eifer im Unterricht nach. In Linz hatte sich ein Kreis von französischen Emissären gebildet und in diesem freigesinnten Zirkel verkehrte Franz. Der Polizeidirektor von Linz hatte Franz Xaver auf diesen, seinem Bruder so gefährlichen Umgang aufmerksam gemacht, und Franz Xaver wollte ihm gerade Vorstellungen machen, als Franz erklärte,

<sup>18)</sup> Ebendort S. 60.

<sup>19)</sup> Wiener Stadt-Bibliothek 36662.

<sup>20)</sup> FG. S. 16.

er könne es in Österreich nicht mehr aushalten, er wolle nach Frankreich gehen.

Mit Hilfe der Verwandten wurde das Reisegeld zusammengebracht und Franz Spaun verließ Österreich für immer. Er ging zuerst wirklich nach Paris, dann nach München, und starb dort am 3. Mai 1826<sup>21)</sup>.

Unterdessen betrieb Franz Xaver Spaun den Wiederaufbau der durch den Brand zerstörten Stadtteile. Der Aufbau des Landhauses, der Bau des Landestheaters (1803) und der Redoutensäle wurde unter seiner Leitung durchgeführt. Er ließ auch den Graben, der sich bis dahin um das Landhaus zog, ausfüllen und schuf die Promenade mit ihren Anlagen. Endlich war eine arbeitsame, ruhige Zeit gekommen, die Spaun nach den anstrengenden Jahren etwas ausspannen ließ. Seine Gesundheit jedoch war untergraben. Er ging zur Erholung nach Triest und mehrere Jahre hindurch nach Karlsbad; sein Leiden — die Obduktion ergab Nierenspaltung — führte aber am 13. Oktober 1804 zu seinem Tode. Er hinterließ seine Witwe mit fünf unmündigen Kindern. Josefa Spaun, die die Amtswohnung räumen mußte, bezog eine Wohnung in der Herrengasse gegenüber dem Bischofspalais<sup>22)</sup>. Als 1805 nach der Schlacht bei Ulm eine zweite Franzoseninvasion drohte, übersiedelte sie im November mit ihren Kindern zu ihrer Schwägerin Berndt nach Wien.

Josef, Anton und Franz, die schon in Linz die Normalschule besucht hatten, erhielten nun in Wien ihre weitere Ausbildung. Josef und Anton sollten in das Stadtkonvikt eintreten. Anton litt aber zu sehr an Heimweh; und als 1806 die Familie wieder nach Linz zurückkehrte, blieb daher Josef allein in Wien.

Die Zeit, die Josef Spaun in Wien verbrachte, ist erfüllt von seiner Freundschaft zu Schubert. Doch da sich hier Freundschaften anbahnen, die auch im Leben Anton Spauns eine Rolle spielten, wollen wir kurz bei Josef Spaun in Wien verweilen.

Josef Spaun hatte 1804 in Linz das Studium der Philosophie begonnen. Er wollte nun in Wien 1806 in den Juristenkurs eintreten, wurde aber vorerst noch in die Humanitätsklasse eingeteilt. Als guter Violinspieler wurde er schon 1808 zum Musikdirektor des Konviktsorchesters ernannt. Im Sommer desselben Jahres erhielt das Orchester eine Einladung nach Schönbrunn, wo es in Anwesenheit Beethovens vor dem Erzherzog Rudolf konzertierte. Josef Spaun war für die Musik so eingenommen, daß er von seinem eigenen Geld Orchesternoten kaufte und — in den Ferien zu Fuß von Wien nach Linz heimwanderte.

<sup>21)</sup> J. Angsüßer: Aus dem Leben eines Goethe-Gegners. Linzer Volksblatt vom 26. Feber 1932.

<sup>22)</sup> Fr. Strauß: Fr. Schubert in Linz. Heimatgäue. Linz. 7 (1927) S. 106.

Im November 1808 trat Franz Schubert<sup>23)</sup> als Sängerknabe der Hofkapelle in das k. k. Stadtkonvikt ein. Er wurde in das Orchester, das täglich abends probte, aufgenommen und hatte seinen Platz am selben Pult wie Josef Spaun. Dieser Zufall führte beide zusammen. Wie er in dem um vieles jüngeren Konviktskameraden den Künstler entdeckte, erzählt er selbst: „Ich fand ihn einmal allein im Musikzimmer am Klavier sitzen, das er mit seinen kleinen Händen schon ganz artig spielte. Er versuchte gerade eine Mozartsche Sonate und sagte, daß sie ihm sehr gefalle, daß er aber Mozart schwer gut zu spielen finde. Auf meine freundliche Aufforderung spielte er mir ein Menuett seiner eigenen Erfindung. Er war dabei scheu und schamrot, aber mein Beifall erfreute ihn. Er sagte mir, daß er heimlich seine Gedanken in Noten bringe, aber sein Vater dürfe es nicht wissen, da er durchaus nicht wolle, daß er sich der Musik widme. Ich steckte ihm dann zuweilen Notenpapier zu. Der Einbruch der Franzosen unterbrach unsere musikalischen Übungen. Ich sah ihn selten. Bei einer zufälligen Begegnung flüsterte er mir ins Ohr: Sie sind mir der Liebste im ganzen Konvikte, ich habe sonst keinen Freund darin!“<sup>24)</sup>.

Im September 1809 verließ Josef das Konvikt und ging nach Linz, wo er als Praktikant beim Kreisamt in den Staatsdienst trat. Von hier wurde er nach Freistadt versetzt. Schon 1811 jedoch kam er als Konzeptspraktikant an das Finanzministerium in Wien. Hier suchte er wieder Schubert auf. Er fand ihn „gewachsen und wohlgenut . . . Schubert sagte mir dazumal, daß er schon eine Menge komponiert habe, eine Sonate, eine Fantasie, eine kleine Oper, und er werde jetzt eine kleine Messe komponieren. Die Schwierigkeit für ihn bestehe vorzüglich darin, daß er kein Notenpapier und kein Geld habe, um sich eines zu kaufen, er müsse sich daher gewöhnliches Papier erst rastrieren, und das Papier wußte selbst er oft nicht, woher nehmen. Ich versah ihn dann heimlich riesweise mit Notenpapier, das er in unglaublicher Weise verbrauchte“<sup>25)</sup>. Wie tief die Freundschaft zwischen Spaun und Schubert schon geworden war, ergibt sich aus einer anderen Stelle der Aufzeichnungen: „Im Jahre 1812 komponierte er 12 Menuette und Trios, die von außergewöhnlicher Schönheit waren. Sie gefielen ihm selbst sehr. Er vertraute sie mir, indem er zum erstenmal etwas aus der Hand gab“<sup>26)</sup>. Die hier angeführten Stellen zeigen deutlich den Beginn

<sup>23)</sup> C. Glossy: Aus den Lebenserinnerungen des Josef Freiherrn von Spaun. Jahrbuch der Grillparzer Ges. 8 (1898) S. 287. Otto Erich Deutsch: Franz Schubert. Die Dokumente seines Lebens und Schaffens. München. 1914.

<sup>24)</sup> J. Spaun: Einige Bemerkungen über die Biographie Schuberts von Herrn Kreißle-Hellborn. (FG. S. 339.)

<sup>25)</sup> Ebendort S. 339.

<sup>26)</sup> Ebendort S. 340.

jener Freundschaft, die in gegenseitiger Liebe bis zu Schuberts frühem Tod dauerte und die bis in Josefs Spauns spätestes Alter aus seinen Briefen hervorleuchtet. Josef Spaun war der erste, dem Schubert sein Können verriet, der an Schuberts Genie glaubte, der ihn aufmunterte und, soviel es ihm möglich war, ihn förderte.

Josef Spaun verkehrte in dieser Zeit auch mit Theodor Körner<sup>27)</sup>, der eben, nachdem er aus der Berliner Universität ausgeschlossen worden war, in Wien seine Studien fortzusetzen gedachte. In diesem Kreis verkehrte auch der schon einmal genannte Johann Mayrhofer<sup>28)</sup>, dessen Bekanntschaft mit Schubert für den Komponisten von großer Bedeutung wurde. Mayrhofer, 1787 in Steyr in Oberösterreich geboren, war als Mitschüler Anton Spauns schon früh mit der Familie Spaun bekannt geworden. Er trat erst als Novize in das Stift St. Florian ein, ging jedoch nach zwei Jahren nach Wien, um die Rechtswissenschaften zu studieren. Einige Jahre teilte er mit Josef Spaun das Zimmer, 1819 bis 1821 seine Wohnung mit Schubert, dessen glühender Verehrer er wurde. Schubert vertonte 46 Gedichte Mayrhofers. In diesen Jahren schon wußte Josef Spaun sich bedeutenden Männern anzuschließen und sie um sich zu sammeln, wie später bei den in seinem Hause abgehaltenen Schubertiaden. „Er gehörte nicht zu den Schaffenden auf diesen Gebieten, aber zu den mit voller Hingebung genießenden und zu jenen vornehmen Naturen, denen Verkehr mit genialen Menschen Bedürfnis ist“<sup>29)</sup>.

Dieser Wiener Freundeskreis um Josef Spaun fand jedoch bald auch die Verbindung mit dem in Linz lebenden Bruder Anton, bis sich zwischen Linz, Wien und dem noch zu erwähnenden Kremsmünster ein lebhafter Verkehr bildete.

Nach dem kurzen Aufenthalt in Wien von 1805 auf 1806 bezog die Familie Spaun in Linz eine Wohnung auf der Landstraße im Hause 274<sup>30)</sup>, das heute eine Gedenktafel trägt zur Erinnerung an Schuberts Linzer Aufenthalt bei der Familie Spaun. Anton Spaun vollendete seine Studien, auch die rechts- und staatswissenschaftlichen, in Linz und trat im Jahre 1810, zugleich mit seinem Freund Ottenwalt als Auskultant bei den Landrechten in Linz in den Staatsdienst.

<sup>27)</sup> C. Glossy: Lebenserinnerungen S. 286 f. (FG. S. 252.); Peschel-Wildenow: Theodor Körner und die Seinen. Leipzig. 1898. S. 23.

<sup>28)</sup> FG. S. 274. Siehe: Glossy: Lebenserinnerungen S. 293; E. v. Feuchtersleben: Erinnerungen an Mayrhofer; A. Schuhmacher, Lebensbilder. 1843. S. 99 bis 115. Fr. List: Mayrhofer, der Freund Schuberts, 1921, als handschriftliche Münchner Dissertation war mir nicht zugänglich.

<sup>29)</sup> Glossy: Lebenserinnerungen S. 276.

<sup>30)</sup> Strauß: Schubert in Linz S. 107. Das Haus selbst (die alte Post) ist heute abgerissen und neu aufgebaut.

Die Knaben Spaun waren schon seit 1800, da ihr Vater mit dem Stifte eng befreundet war, in den Ferien in St. Florian als Gast geladen. St. Florian mit seinen Männern der Wissenschaft war es denn auch, das nun Anton Spaun mächtig anzog und beeinflusste. Es war die Zeit, da besonders die Geschichtswissenschaft in diesem Kloster gepflegt wurde. Eine Reihe bekannter und glänzender Namen erinnern uns noch heute daran: Kurz, Chmel, Gaisberger, Pritz und Stülz. Doch sollte vorerst neben diesem Verkehr noch eine andere Aufgabe Anton Spaun gefangen nehmen. Er hatte, wie wir wissen, eine einsame Kindheit verlebt und fand nun, als sein Bruder Josef wieder nach Linz kam (1809) — der jüngere Bruder Max besuchte das Gymnasium in Kremsmünster — Gelegenheit, gleichgesinnte Freunde um sich zu sammeln. In Linz war es besonders Ottenwalt, der sich neben Kreil, Haas, Schwinghaimb — einem Vetter Spauns —, Pflügl und Visha enger an Anton anschloß. In Kremsmünster studierten zu gleicher Zeit Max Spaun, Friedr. Gottl. Mayr, Schlechta, Kenner und Franz v. Schober. Es waren Jünglinge in den Studienjahren und solche, die sie eben hinter sich hatten, und die sich alle zusammenschließen wollten, um wahre Freundschaft zu pflegen. Die Erscheinung, daß sich junge Menschen zur Pflege sittlicher Ideen zusammenschließen, war damals nicht vereinzelt. In Wien hatte sich um Grillparzer ein Kreis geschlossen, der mehr den aufklärerischen Ideen zuneigte, sowie sich auch um Klemens Maria Hofbauer ein romantischer Bund junger Menschen gesammelt hatte — den Kreis um Schubert haben wir schon genannt.

Die beiden Gruppen in Linz und Kremsmünster traten nun in regen Briefwechsel, Anton Spaun war ihr Führer. „Seine Worte in Verbindung mit seinem milden Wesen wirkten bezaubernd auf die jungen Freunde, die ihn nicht nur auf das innigste liebten, sondern ihn förmlich verehrten und für ihren Meister erkannten“<sup>31)</sup>. Sie nannten sich bald einen „Literarischen Verein“, bald einen „Freundschaftsbund“, waren wohl beides in einem, gaben sich aber nie feste Statuten und traten nie vor die Öffentlichkeit, um den Argwohn der Polizei nicht zu erregen. Politische Ziele schieden sie aus ihren Bestrebungen vollkommen aus, die nur der Pflege der Freundschaft und der Bildung gelten sollten. Doch fühlten sie alle eine tiefe Liebe zum Vaterland, ja, diese Liebe war der Anstoß zum Zusammenschluß: sie wollten tüchtige, edle Menschen werden, die das Vaterland aus der tiefen Not, in der es gefangen lag, befreien sollten. Mit dem in Deutschland nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit gegründeten Tugendbund weist der Zusammenschluß der Freunde unter Spaun manche Vergleichspunkte auf. Beide strebten nach der sittlichen Ertüchtigung des Volkes, beide schieden politische Be-

<sup>31)</sup> Glossy: Lebenserinnerungen S. 278.

strebungen aus ihrer Tätigkeit aus, und hier wie dort wurde der Verein von der öffentlichen Gewalt, die dem unsichtbaren und unkontrollierbaren Treiben der Mitglieder mißtraute, aufgelöst<sup>32)</sup>.

Viele Briefe, die in diesem, von Anton Spaun geleiteten Freundschaftsbund gewechselt und, bevor sie abgeschickt, vorgelesen wurden, liegen uns noch vor<sup>33)</sup>. Sie geben uns einen klaren Einblick in das Leben des Bundes, die Tätigkeit der Mitglieder und ihre Absichten. Die Freunde kamen dreimal in der Woche zusammen, meist bei Spaun selbst, sie trafen sich aber auch im Freien. Da mußte jeder irgendeine Arbeit vorlegen, über die sich dann alle aussprachen. Sie hatten ihre Arbeitsgebiete streng verteilt: „Wir haben nun so ziemlich uns jeder für ein bestimmtes Fach erklärt, das mit Vorzug, ohne doch die anderen zu vernachlässigen, betrieben werden soll. Ottenwalt bleibt den Musen getreu, ich (Anton Spaun) der Geschichte, Kreil wandert mutig durch die Steppen der Vorbereitungsstudien in die Gebiete der ernstesten Philosophie, doch Übersetzen ist bei uns die allgemeine Regel“<sup>34)</sup>. Daneben wurden Ossian, Herder, Schiller und Fichtes Reden an die deutsche Nation besprochen und gelesen. Neben dieser literarischen Tätigkeit, in der das Persönlichkeitsideal und der Staatsgedanke in seinen verschiedenen Prägungen die Leitziele bildeten, waren den jungen Menschen die Idee und das Problem der Freundschaft und der edlen Liebe der Kernpunkt ihres Zusammengehens. Anton schreibt in dem schon angeführten Brief an Schober über die Freundschaft: „. . . dies Gefühl, das schon den Knaben beseelte, das im Jüngling stürmische Leidenschaft ward, ich habe es treu dem kindlichen Gelübde in mir bewahrt, nicht kraft trockner Grundsätze und Pflichtgebote erneuert, sondern weil der Zug meines Herzens noch derselbe ist, weil ich mich glücklich fühle in eurer jungen Freundschaft, weil es mir unerträglich ist und der Gedanke mir das Herz zerreißt — die jetzt so glücklich schön aufblühen — auch sie würden einst im Sumpfe der gemeinen Niedrigkeit und Oberflächlichkeit versinken — in wenigen Jahren nichts mehr lieben als ihre Mädels, keine Freude mehr kennen als lumpen, keine höheren Pflichten als Frohdienst um Brot, gleichgültig dagegen sein, ob alle die himmlisch-zarten Gefühle ihrer Kindheit geknickt und verdorrt daliegen, ob Leonidas, Aristides, Timoleon gelebt, ob Socrates, Plato, Christus göttliches gelehrt haben, — ich bin nicht so, daß mein gutes Bewußtsein, Bücher und Gelehrsamkeit mich schon glücklich machen könnten, ich sehne mich nach Liebe, wo immer sie herkommt, wenn sie nur aus einem schönen, blühen-

<sup>32)</sup> Voigt: Geschichte des sogenannten Tugendbundes. Berlin. 1850.

<sup>33)</sup> Diese Briefe sind heute zu finden in der Wiener Stadt-Bibliothek und im Besitze von Emma v. Spaun.

<sup>34)</sup> Brief Anton Spauns vom 28. Okt. 1814 (im Besitz von Emma v. Spaun).

den Herzen quillt — sieh, und dieser Liebe dank ich meine Weisheit — auf meinem Platz zu nützen, was ich kann, handeln, mir ein bleibendes Denkmal stiften in den Herzen guter Menschen, wenn ich auch nicht mehr sein werde, — das hat mich diese Liebe gelehrt“<sup>35)</sup>.

Diese Briefstelle zeigt uns unverfälscht den Charakter Anton Spauns. Ein weicher, liebender Mensch war Spaun, ein Mensch, der sich nach Liebe sehnte. Gefühle beherrschten ihn und mit ihnen beherrschte er andere. Anton Spaun war, wir können es bei der Zeichnung seines inneren Menschen sagen, seinem tiefen Wesen nach Romantiker. Und Romantik und romantisch war das Dasein, das Beginnen des Freundschaftsbundes. Billig — weil wertlos, falsch oder gehässig aber wäre es, Anton Spauns Jugendideale und Jugendlieben als romantische „Schwärmerei“ hinstellen zu wollen. Was Spaun wollte, wozu er führte und was er selbst war, das galt mehr: es war der Kampf des jungen Menschen um sich selbst und um seine Zeit.

Derjenige, der am wenigsten in diesen Kreis mit festen, nach Klarheit ringenden Anschauungen passen wollte, war Franz von Schober<sup>36)</sup>. Sein Vater war Güterverwalter auf dem Edelsitze Torup bei Malmö, wo Franz Schober am 17. Mai 1796 geboren wurde. 1801 wurde die Familie in den österreichischen Adelsstand erhoben und, als 1802 der Vater starb, übersiedelte die Mutter nach Hamburg. Schober, der sich später noch erinnern konnte, hier Klopstock gesehen zu haben, kam nach Schnepfental zu Salzmann. 1804 traf er in Kremsmünster ein, wo er Gymnasium und Lyzeum absolvierte und bis 1815 blieb. Hier wurde er mit Max Spaun bekannt. In einem uns erhaltenen Brief vom 26. September 1812<sup>37)</sup> setzt Ottenwalt Schober die Bestrebungen des Vereines auseinander und bietet ihm die Freundschaft an. Es ist dies der älteste Brief, in dem der Verein — dessen Anfänge wohl in die Jahre 1810 oder 1811 fallen — erwähnt wird. Schober tritt nun in den Kreis der Kremsmünsterer Freunde ein. Max Spaun nimmt ihn in den Ferien nach Linz mit, wo ihn Anton und Ottenwalt, die Stützen des Linzer Kreises, kennen lernen. Der oft angeführten Behauptung<sup>38)</sup>, Schober habe 1813 in Linz im Hause Spaun die ersten Schubertlieder kennen gelernt, widerspricht Josef Spaun, der die Kenntnis der Schubertschen Kompositionen zu dieser Zeit in Linz für unmöglich erklärt<sup>39)</sup>.

Schober, der einiges Vermögen besaß, war der weltgewandteste, aber auch (oder daher?) der unruhigste Geist dieses Bundes.

<sup>35)</sup> Wiener Stadt-Bibliothek 36662.

<sup>36)</sup> A. Weiß: Franz v. Schober. Wien. 1907.

<sup>37)</sup> Wiener Stadt-Bibliothek 36520.

<sup>38)</sup> Weiß: Schober S. 7; Allg. Dtsch. Biogr. 37, S. 202 f.

<sup>39)</sup> FG. S. 334.

Wie er später im Kreis um Schubert künstlerische Veranlagung und weltmännisches Benehmen in seiner Person verband, war er schon als Student von viel lockrerer Selbstzucht und sorgenloserer Lebensauffassung als die anderen Freunde. Von sich selbst eingenommen, fand er an wenigen Menschen Genüge, glaubte er, keinen Freund finden zu können. Schober war für seinen Kreis der immer Unzufriedene, der sich mit seinem Selbstbewußtsein in den Freundschaftsbund nicht hineinfinden konnte. Interessant für die Charakteristik Schobers und kennzeichnend für den Stil der unter den Freunden gewechselten Briefe ist der Brief vom 2. Juni 1815<sup>40)</sup>, in dem Anton Spaun Haas gegenüber seine Ansicht über Schober ausspricht. Schobers Seelenzustand war durch den frühen Tod seiner Schwester Ludovica (1812), die mit dem Sänger Siboni vermählt war, schwer erschüttert. Dazu kam noch eine heiße, aber aussichtslose Liebe zu Antons Schwester Marie. Maria Spaun<sup>41)</sup>, schon ein schönes Kind, war von Antons Freunden viel umschwärmt. Kenner, Kreil, Ottenwalt und besonders Schober, der sie leidenschaftlich liebte, bemühten sich um ihre Gunst. Marie selbst war Schober nicht abgeneigt, doch stellte sich ihre Mutter trennend zwischen die Zuneigung beider, da ihr Schober zu flatterhaft und zu wenig religiös erschien. Das Mädchen jedoch litt unter dem Gedanken, eine tiefe Neigung nicht erwidern zu dürfen, der sie selbst nicht teilnahmslos gegenüberstand. Schober wieder beschwor Josef Spaun, der in Wien weilte, in seinen Briefen, auf Mariens Mutter einzuwirken. Als Schober das Erfolglose seiner Bemühungen einsah, erkaltete in ihm auch das Verhältnis zum Linzer Freundeskreis und so kam es im Jahre 1815, als Schober von Kremsmünster nach Wien ging, zum Bruch, der im Brief Ottenwalts vom 26. Juni 1815 deutlich hervortritt<sup>42)</sup>. Mit Max Spaun, der schon seit 1813 in Wien war, hielt Schober feste Freundschaft. Bald finden wir ihn in Wien bei Josef Spaun, und im nächsten Jahr wieder mit Anton und Ottenwalt versöhnt.

Durch Anton Spaun war Schober mit Josef Spaun bekannt geworden, durch diesen wieder mit Schubert. Und so schließt sich ein Kreis von Linz über Kremsmünster nach Wien, zieht sich eine Linie, die von Anton Spaun ausgeht, hinein in den Kreis um Schubert. Es ist — auch wenn wir die Zusammensetzung des Kreises um Schubert ansehen — vielleicht nicht zuviel behauptet, wenn wir sagen, daß die Schubertiaden in Männern aus Oberösterreich ihre festesten Stützen fanden — daß Anton Spaun nicht die geringste Rolle spielte in der Bildung dieses Freundschaftsbandes.

<sup>40)</sup> Im Besitz von Emma v. Spaun.

<sup>41)</sup> FG. S. 103 f.

<sup>42)</sup> Wiener Stadt-Bibliothek 36518.



Josef Spaun machte Schober mit Schubert im Jahre 1815 bekannt, und Schober wurde alsbald der begeistertste Freund und Förderer Schuberts. Er befreite Schubert von dem Zwang des Lehrberufes und vermittelte ihm die Bekanntschaft mit dem Kammer-sänger Vogl. Zum großen Teil finden wir fortan die uns schon aus dem Linzer Freundeskreis bekannten jungen Männer um Schubert versammelt: Josef, Franz und Max Spaun mit Mayrhofer und Anton Spaun, Ottenwalt, Kenner und Kreil, die von Linz aus mit dem Wiener Freundeskreis verkehren und ihre Wiener Besuche in diesem Kreise verbringen. Das Haus Schobers, dessen Mutter nach Wien übersiedelt war, wurde der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens um Schubert. Schober, der den Zwist mit den Linzer Freunden schon wieder vergessen hatte, hielt besonders fest zu den Brüdern Spaun. Als Anton im April 1816 in Wien weilte, war er mit seinen Brüdern täglich bei Schober<sup>43)</sup>. Josef Spaun erzählt über diese Zeit: „Seine (Schobers) Mutter überhäufte uns mit Güte und Wohlwollen und ihre Tochter Sophie war uns beiden sehr zugetan. Viele junge Verwandte und viele junge Leute, zum Teil sehr interessante Personen, kamen in dieses Haus, insbesondere der damals noch sehr junge Schubert. Musik, Tanz und heitere Spiele wechselten häufig ab und es herrschte ein fröhliches Leben in diesem Hause“<sup>44)</sup>. Schober trug in diesen Kreis die gesellige Note hinein, die die ernste Arbeit und die Beschäftigung mit den Ideen des Vereines nicht hinderte. Viele Briefe zeigen uns die enge Verbindung zwischen Anton in Linz und Josef in Wien, den Freunden hier und dort.

Noch bevor Anton im April 1816 nach Wien reiste, hatte er sich mit Henriette Freiin von Vogelsang, die er — wie wir wissen — schon als Kind angeschwärmt hatte, verlobt. In einem undatierten Brief<sup>45)</sup> versichert er seiner Braut von Wien aus: „... wegen der schönen Wienerinnen darfst Du ganz außer Sorgen seyn, alle, die ich noch sah, waren mir so gleichgültig, daß ich nicht einmal bei mir selbst ein Urteil über sie aussprach.“ In einem anderen Brief vom 12. April schreibt er ihr: „Ich muß Dir noch erzählen, in welcher Verfassung ich diesen Brief schreibe. Ich sitze in einem kleinen Zimmer bei Schober, wo meine Brüder, Kreil, Schubert etc. herumstehen, und kaum mehr den Schluß meines Briefes erwarten können, endlich gehn sie, um mich nicht zu stören, ins Nebenzimmer und Schubert fängt an Klavier zu spielen, was mich noch mehr verwirrt. Aber durch seine Töne wird mein Herz noch sehnsüchtiger — überhaupt fühle ich mich hier womöglich noch glücklicher als

<sup>43)</sup> Brief Ottenwalds vom 17. Juni 1816; Wiener Stadt-Bibliothek 36527.

<sup>44)</sup> FG. S. 92.

<sup>45)</sup> Im Besitz von Emma v. Spaun.

vorher, wenn ich das unruhige, leere, verkehrte Streben der Menschen hier sehe, wo die Besten ohne Unterlaß darüber klagen, daß den heißesten Wünschen ihres Herzens keine Gewährung, nicht einmal eine Hoffnung dazu wird“<sup>46)</sup>. Diese letzte Bemerkung dürfen wir wohl auf Schubert beziehen. Josef Spaun, der sich immer für die Förderung und Verbreitung Schubertscher Kompositionen einsetzte, unternahm das große Wagnis, am 17. April 1816 jenen berühmten Brief an Goethe über und für Schubert zu schreiben, in dem er bat, im Namen Schuberts dessen beigelegte Lieder Goethe widmen zu dürfen<sup>47)</sup>. Goethe gab keine Antwort; weder der Name Spaun noch der Name Schubert tauchen in Goethes Briefwechsel mit Zelter auf. Als Schubert in späteren Jahren, am 6. Juni 1825 das als Opus 19 erschienene Liederheft mit einem Begleitschreiben an Goethe schickte, trug dieser in sein Tagebuch ein: „Sendung von Schubert aus Wien, von meinen Liedern Kompositionen.“ Zu einer Verbindung zwischen Goethe und Schubert kam es nie, selbst das Verständnis für die Musik Schuberts war Goethe nie ganz eigen geworden<sup>48)</sup>. Warum Goethe auf den Brief im Jahre 1816 nicht antwortete, wissen wir nicht.

In dieser Zeit, in der der persönliche Verkehr der Mitglieder des Vereines in den meisten Fällen durch den brieflichen ersetzt werden mußte — die Freunde von Kremsmünster und Mayrhofer waren nach Wien gegangen — liefen gegen den Verein Anzeigen ein. Man faßte Verdacht gegen den Zusammenschluß so vieler junger Männer, die ihre Ziele und Absichten der Behörde verheimlichten und vermutete in ihm nur den Deckmantel für einen geheimen politischen Verein. Der Bischof von St. Pölten, Johann R. von Dankesreiter, ein Verwandter Schobers, nahm sich der Angelegenheit an und versprach den Behörden, sie zu untersuchen. Er beschied Josef Spaun zu sich, teilte ihm die Punkte der Anklage mit und ließ sich von ihm über das Wesen des Vereines unterrichten. Josef Spaun verwies Dankesreiter an Mich. Arneth, den Kanzleidirektor von St. Florian, der den jungen Leuten in ihren Bestrebungen immer tätig und fördernd zur Seite gestanden war. Dessen Aussage über den Verein, seine Mitglieder und Ziele vermochte die Anklage zu unterdrücken und eine weitere Verfolgung der jungen Männer zu verhindern.

Vor der Öffentlichkeit angegriffen, beschlossen die Freunde, zu ihrer Rechtfertigung der Öffentlichkeit ein Abbild ihrer Arbeiten vorzulegen. Als Rechtfertigungs- und Verteidigungsschrift gaben sie

<sup>46)</sup> Im Besitz von Emma v. Spaun.

<sup>47)</sup> Zuerst abgedruckt: M. Friedländer, Musikerbriefe, Goethejahrbuch 12 (1893) S. 998; Aug. Sauer: Goethe und Österreich, Schriften der Goethe-Gesellschaft 17, 18 (18, S. 86 f.) Weimar. 1914.

<sup>48)</sup> Ed. Castile: In Goethes Geist. Wien und Leipzig. 1926. S. 348 f.

die „Beiträge zur Bildung für Jünglinge. Erstes Bändchen. Wien 1817. In der Franz Härterschen Buchhandlung“ heraus. Im nächsten Jahre folgte ein zweites Bändchen, dann wurden diese Veröffentlichungen polizeilich verboten, denn eine Weimarer Zeitschrift hatte in ihnen eine „neue Morgenröte deutscher Gesinnung in Österreich“ begrüßt . . Der Inhalt der Beiträge setzt sich aus Dichtungen, Übersetzungen und Auszügen aus Dichtungen zusammen. „Die ganze Sammlung enthält vielleicht des Eigenen weniger als des Fremden“<sup>49)</sup>. Die Beiträge der einzelnen Freunde interessieren uns in diesem Zusammenhange wenig, ich führe also nur die Arbeiten Anton Spauns an, der uns als der Hauptanreger der „Beiträge“ zu gelten hat und der sich auch mit acht Aufsätzen an ihnen beteiligte. Dem Wesen und Ziel des Vereines entsprechend behandelt der erste Aufsatz Spauns „Die Freundschaft“. Für Spaun ist Liebe und Freundschaft eine Einheit, die nur in ihren Äußerungen verschieden ist. Freundschaft ist ihm „jener höhere Bund zweier Seelen, welche des Mediums sinnlicher Schönheit, gefälliger Formen nicht bedürfen, sich wechselseitig zu erkennen, zu achten und zu genießen“. Anton Spaun bringt dann auch „Ein Gespräch über Leidenschaften“ und „Gedanken über verschiedene Gegenstände“. Er hat auch die „Einleitung zu Sallusts Jugurtha“ übersetzt und „M. T. Ciceros zweites Paradoxon der Stoiker. Mit Anmerkungen über den Charakter des Marius“ beige-steuert. Auch „Kluge und scharfsinnige Sprüche der Deutschen aus Zinkgräfs deutschen Apophtegmen“ und der Aufsatz „Der Felixtag. An meinen Bruder.“ sind von Spaun. Alle diese Beiträge lassen jedoch wenig Schlüsse auf seine Persönlichkeit zu, wie es allerdings auch in der Absicht der Beiträger lag, nicht durch besondere Betonung ihrer Persönlichkeit Verdacht zu erregen. Man wollte ja die politische Ungefährlichkeit des Vereines betonen und behaupten. Die Beiträge sind keineswegs der Höhepunkt der Vereinstätigkeit. Sie sind ein erzwungenes Heraustreten aus dem engen Rahmen des persönlich bindenden Verkehrs, eine erzwungene Preisgabe der geheimen und in seiner Heimlichkeit reizenden Art des Vereines.

Mit den Beiträgen waren die Freunde vor ein neues Forum getreten; bisher hatten sie sich selbst gerichtet. Wollten sie ihren Zusammenschluß weiter fort führen, so mußten sie eine neue Einstellung zueinander suchen, eine Verbindung zu erwerben trachten mit der großen Öffentlichkeit.

Doch trat bald ein Ereignis ein, das in den persönlichen Beziehungen vieles änderte und das Band der Freundschaft lockerte. Anton Spaun vermählte sich am 25. November 1818 mit Henriette

<sup>49)</sup> Beiträge I. S. IV. Exemplar infolge des Verbotes durch die Zensur nur mehr in der National-Bibliothek in Wien vorhanden.

von Vogelsang. Durch die Heirat wurde Anton, der geistige Führer des Vereines, von seinen Freunden im Rahmen des Bundes und von den Vereinsbestrebungen immer mehr abgezogen. Bewahrte er ihnen auch noch immer die gleiche Freundschaft, der persönliche Verkehr und die Vereinsinteressen mußten vor seinen neuen Aufgaben, seiner neuen Lebensform zurücktreten. Dazu kam noch das Verbot, weitere Beiträge zu veröffentlichen, so daß den Freunden auch der neue Weg, den sie betreten hatten, verschüttet war. Anton Spaun wurde 1817 Ratsprotokollist, 1818 Sekretär bei den Landrechten. Damit erhielt er eine besoldete Stellung, die es ihm ermöglichte, noch im selben Jahre Henriette zu heiraten. Im Frühjahr 1816 hatte er sich verlobt. Am 13. August dieses Jahres schreibt er an Schober: „Ich bin so glücklich, wie ich vorher nie ahnte.“ Sein Lebensglück schildert Ottenwalt in einem Brief<sup>50)</sup> vom 13. November 1818 an Josef Spaun in Wien, der an der Hochzeit nicht teilnehmen konnte. In diese Zeit fällt auch die Verlobung Ottenwalts mit Marie Spaun.

Im selben Jahr kam Schubert zum erstenmal nach Oberösterreich und Linz<sup>51)</sup>, das er dann noch zweimal, 1823 und 1825, besuchte. Er stieg bei Spaun und Ottenwalt ab. Meist kam mit Schubert auch der Sänger Vogl, und in Linz fanden dann stimmungsvolle Schubertiaden statt. Deren eine schildert uns Josef Spaun: „Während dieses Sommers<sup>52)</sup> kam mein unvergeßlicher Freund Schubert mit dem mir gleichfalls bekannten Sänger Vogl auf Besuch nach Linz, wo sie durch den trefflichen Vortrag Schubertischer Lieder ungemeines Entzücken hervorriefen. Beide kamen zu meiner Mutter und versprachen, für den folgenden Abend dort Lieder vorzutragen. Ein kleiner, empfänglicher Kreis wurde geladen und nun begannen die seelenvollen Lieder, die alle so ergriffen, daß nach dem Vortrage einiger wehmütiger Lieder der ganze weibliche Teil des Auditoriums, meine Mutter und Schwester obenan, in Tränen zerfloß und das Konzert unter lautem Schluchzen ein frühzeitiges Ende nahm. Eine fröhliche Jause und der treffliche Humor Schuberts und Vogls, die durch die Tränen der Versammlung mehr geehrt waren als durch den lautesten Beifall, stellten die Heiterkeit bald wieder her und in

<sup>50)</sup> Im Besitze von Erwin v. Spaun.

<sup>51)</sup> F. Zöhrer: Franz Schubert in Oberösterreich (Linzer Volksblatt 1897 Nr. 22) kennt keinen Aufenthalt Schuberts in Linz im Jahre 1819, während A. Poche: Franz Schubert in Oberösterreich und Salzburg (Oberösterreichische Tageszeitung 1925 Nr. 182) von Besuchen Schuberts in den Jahren 1826 und 1827 spricht. Ich folge Fr. Gräßlinger: Schubert und Linz (Linzer Tages-Post 1928, Unterhaltungsbeilage Nr. 30), dessen Abhandlung aufgebaut ist auf: O. E. Deutsch: Franz Schubert. München (1914) 3, S. 38a. Nr. 414/16.

<sup>52)</sup> J. Spaun nennt das Jahr 1824, was aber wohl in 1823 zu verbessern ist, da jeder andere Anhaltspunkt für 1824 fehlt.

herrlicher, sternenvoller Nacht machten wir höchst vergnügt den Rückweg durch die schöne Landschaft<sup>53)</sup>. Stadler, der ehemalige Konviktskamerad Schuberts, der jetzt in Linz Sekretär der Gesellschaft der Musikfreunde war, bewirkte, daß Schubert und Vogl im Jahre 1825 als Ehrenmitglieder dieser Gesellschaft geführt wurden.

Schubert war in diesen Jahren — Josef Spaun hielt sich 1821 bis 1825 wieder in Linz auf — unbemerkt zum Mittelpunkt des künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens des Spaunschen Kreises in Linz geworden. Schon 1816 wurden bei den Spaun in Linz Schubertlieder gesungen, und in den Jahren nach 1820 mehren sich die Stellen der Briefe, die uns das Interesse und die Freude an der Kunst Schuberts erkennen lassen. Das Verhältnis Josef Spauns zu Schubert wurde immer inniger. Als Schubert 1825 nach Linz kam, war Josef kurz vorher nach Lemberg abberufen worden. Da sandte er jenen bekannten, kernigen Brief an Josef: „. . . Du kannst Dir denken, wie sehr mich das ärgern muß, daß ich in Linz an Dich einen Brief schreiben muß nach Lemberg! Hol der Teufel die infame Pflicht, die Freunde grausam auseinanderreißt, wenn sie kaum aus dem Kólch der Freundschaft genippt haben. Da sitz ich in Linz, schwitze mich halb tod in dieser schändlichen Hitz, habe ein ganzes Heft neuer Lieder und Du bist nicht da! Schämst Dich nicht? Linz ist ohne Dich wie ein Leib ohne Seele, wie ein Reiter ohne Kopf, wie eine Suppe ohne Salz. Wenn nicht der Jägermeier ein so gutes Bier hätte und auf dem Schloßberg ein passabler Wein zu haben wäre, so müßte ich mich auf der Promenade aufhängen mit der Überschrift: Aus Schmerz über die entflohene Linzer-Seele! . . .“<sup>54)</sup>.

Zum Freundeskreis um Schubert gehörte auch Eduard Bauernfeld, der Schulkamerad Schwinds. Auch Bauernfeld kam 1826 nach Oberösterreich und nach Linz. In seinem Tagebuch<sup>55)</sup> finden wir folgende Eintragung: „16. Juli. Abends 1826. In Ebenzweier. Bei Therese Klodi. An sie durch Briefe der Wiener Freunde empfohlen . . .“ Wir dürfen natürlich an eine Vermittlung Josef Spauns denken, der seit 1826 wieder in Wien war und Bauernfeld seiner Tante empfahl. In einer Notiz Bauernfelds vom 23. Juli 1823, in der er Stationen auf dem Wege nach Linz, Kremsmünster und St. Florian erwähnt, steht der Satz: „Hier in Linz ein Freundeskreis, der mit dem Wiener zusammenhängt. Die Spauns, Ottenwalds, der Dichter Mayrhofer.“ Unter dem nächsten Tag heißt es: „Bei Ottenwald gespeist, der mir sehr gefällt. Mayrhofer ist ein Bär.“

<sup>53)</sup> FG. S. 191.

<sup>54)</sup> Deutsch: Schubert 2/I Nr. 91.

<sup>55)</sup> C. Glossy: Aus Bauernfelds Tagebüchern. Jahrbuch der Grillparzer Ges. 5, S. 33.

Der Kreis um Schubert in Wien wurde immer größer. Grillparzer, dem Bauernfeld im Dezember 1826 bei Josef Spaun vorgestellt wurde, trat hinzu. Schon 1819 hatte sich Moritz von Schwind dem jungen Künstlerkreis zugesellt.

Anton Spaun war, wie wir später noch ausführlich hören werden, 1821 Stadt- und Landrat geworden. Er beschäftigte sich in dieser Zeit viel mit Zeichnen und Malen. Anregend wirkten auf ihn dabei Moritz von Schwind, mit dem er und sein Bruder Josef im Jahre 1809 bekannt geworden waren, und die Freundschaft mit Max von Chézy. Schwind, der durch Josef Spaun mit Schubert und Anton Spaun bekannt geworden war, weilte 1828 bei Spaun in Linz. Aus dieser Zeit ist uns ein mit Schwindschen Zeichnungen geschmücktes, humoristisch-romantisches Gedicht „Jugend hilft der Jugend gerne“ (auch „Spixiade“ genannt) erhalten<sup>56)</sup>. Der Held dieses kleinen Kunstwerkes, dessen Verse und Zeichnungen von Moritz von Schwind stammen, ist Max von Spaun. Das Wertvollste und Bemerkenswerteste an der Spixiade sind die wunderbar köstlichen Zeichnungen Schwinds, die den Inhalt des Gedichtes, eine herzlich-freundschaftliche Verulkung Max Spauns illustrieren. Damals interessierte schon Schwind der Kopf Anton Spauns, den er in einer Bleistiftzeichnung<sup>57)</sup> festhielt und den Alois Trost in einer der Figuren der bekannten Schwindschen Sepiazeichnung „Wiener Schubertabend bei Josef Ritter von Spaun<sup>58)</sup>“ erkennen will. In diesem Zusammenhang ist auch noch eine scherzhafte Karikatur Antons zu erwähnen, die heute im Besitze des oberösterreichischen Landesmuseums ist. Auch den Entwurf eines Grabdenkmales zeichnete Schwind für Anton Spaun<sup>59)</sup>, ebenso für Josef und Max.

Als dritter Künstler kam noch Kupelwieser dazu, der ein Ölbildnis Anton Spauns<sup>60)</sup> schuf und 1826 Josefa Spaun und Marie Ottenwalt malte.

Antons Freundschaft mit Max von Chézy entsprang einer Sommerbekanntschaft. Spaun, der in den Ferien zu seiner Tante Therese

<sup>56)</sup> Originalhandschrift und Zeichnung dieser Gelegenheitsdichtung seit 1929 im Besitz der Linzer Städtischen Sammlungen.

<sup>57)</sup> Deutsch: Schubert. 3, S. 38a, b, Nr. 409/418; Klassiker der Kunst 9, S. 545 und H. Holland: Moritz v. Schwind. 1897. S. 161.

<sup>58)</sup> O. Weigmann: Schwind. Des Meisters Werke. Leipzig. 1906. S. 497.

<sup>59)</sup> Original im Besitz von Emma v. Spaun; abgedruckt in: Deutschoesterreichische Literatur-Geschichte von Nagl-Zeidler, herausgegeben von E. Castle. Wien (1899) 2, S. 96. W. Franke: Moritz v. Schwinds Zeichnungen. S. 78.

<sup>60)</sup> Original im Besitz von Emma v. Spaun. In dieser Zeit bildeten die Linzer auch eine Gesellschaft, die sie die Frühaufstehgesellschaft „Eos“ nannten. Sie gaben in den Jahren 1826 und 1827 in diesem Kreis auch eine Zeitschrift heraus mit dem Titel „Der Morgenstern“, an der sich Anton Spaun mit einigen Rätseln und Epigrammen beteiligte (O. Ö. Landesarchiv. Neuerwerbungen. Bd. 42. Briefsammlung Hartmann).

Klodi nach Ebenzweier, wo sie Schloß und Herrschaft besaß, zu fahren pflegte, lernte Helmina von Chézy, die ebenfalls im Salzkammergut lebte — erst in Gmunden, seit 1827 in Traunkirchen — kennen. Auch in Ebenzweier, wo neben Spaun auch Schwind, Schubert und Vogl verkehrten, wurden Schubertiaden gefeiert, auch von jenen Stunden geben uns Zeichnungen Schwinds stimmungsvolles Zeugnis<sup>61</sup>). Wilhelm Chézy, ein Sohn Helminas, schildert Anton Spaun: „Sein feines Äußere entsprach dem feinen und heiteren Geiste, der trotz der Kränklichkeit des Körpers seine Jugend frisch behauptete“<sup>62</sup>). Er fährt fort in der Schilderung der Neigung Antons zu Max Chézy und dessen Kunsttalent und erzählt dann über das Verhältnis Anton Spauns zu Helmina, der Spaun immer kühl gegenüberstand. „Die Dichterin suchte den Grund der Kälte, die sich allmählich gegen sie kund gab, in einer philisterhaft-bureaukratischen Scheu des Beamten, der zu seiner Genossenschaft halte, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht, weil er sich keine Feindschaft in einflußreichen Kreisen zuziehen wolle.“ Der wahre Grund der reservierten Haltung Spauns der Frau v. Chézy gegenüber lag in ihrem Auftreten gegen die Behörden. Sie hatte durch ihre Anschuldigungen — das ganze Salzkammergut hatte damals Jahre der Not durchzumachen — den Pfleger von Hallstatt zum Selbstmord getrieben. Wie sich herausstellte, war der Pfleger unschuldig. Aus diesem unerquicklichen Eingreifen Helminens in öffentliche Angelegenheiten des Landes Oberösterreich ist Spauns Stellung zu dieser Frau zu begreifen. Wilhelm, der Anton Spaun sehr hoch einschätzte, verteidigt ihn gegen den Vorwurf seiner Mutter: „Das hieß Spaun im schiefen Licht sehen. Er verkannte durchaus nicht die Lauterkeit der wohlwollenden Regungen, von denen angetrieben die Dichterin für das arme Volk zu wirken trachtete; sein scharfer und nüchterner Verstand, sein gründliches Wissen und seine gediegene Erfahrung jedoch konnten nicht umhin, die Verkehrtheit und Schädlichkeit ihres Verfahrens hiebei zu durchschauen“<sup>63</sup>). Im Winter 1827 war Max von Chézy bei Spaun in Linz. Im selben Jahr fing Anton Spaun an, oberösterreichische Volksweisen zu sammeln, die er dann zur Stützung seiner Nibelungentheorie verwendete und später als Sammlung im Druck erscheinen ließ. Wilhelm „half ihm dazu, indem er den Unterlehrer von Traunkirchen schonungslos auf Gott weiß wieviele Almen schleppte . . . Er mußte seine Geige mitnehmen, und die vernommenen Weisen, namentlich die schier ungreifbaren Tonklitterungen der ‚Ludler‘ soviel als möglich festzuhalten und in Noten

<sup>61</sup>) H. Ubell: Eine oberösterreichische Jugendepisode im Leben Moritz von Schwinds. Linzer Tages-Post, Unterhaltungsbeilage 1908 Nr. 13.

<sup>62</sup>) W. von Chézy: Erinnerungen aus meinem Leben (1863) 2, S. 225.

<sup>63</sup>) Ebendort S. 225 f.

zu bringen<sup>64)</sup>. 1828 schon schrieb Spaun eine Abhandlung über Volksmusik, die aber nicht mehr erhalten ist<sup>65)</sup>.

Schubert und Schwind, Bauernfeld, Kupelwieser und Chézy waren in diesen Jahren Gäste des Hauses Spaun, das den Mittelpunkt des geistigen und künstlerischen Lebens in Linz bildete. Der von Anton Spaun gegründete Freundschaftsbund und seine Verbindung mit dem Wiener Künstlerkreis, der sich um Schubert gesellte, bedeuteten eine immer rege Verbindung mit geistig bedeutenden und künstlerisch schaffenden Menschen. Dennoch brachte diese Verbundenheit mit Männern der Kunst in Anton Spaun kein künstlerisches Werk zur Reife; er begnügte sich mit dem belebenden Umgang und dem verstehenden Genusse des ihm Gebotenen.

Ganz anderen Einfluß übte auf ihn das Stift St. Florian aus, in dem die Geschichtswissenschaft mit großem Eifer betrieben wurde. Kurz, 1771 in Kefermarkt geboren, wurde 1799 Archivar des Stiftes. Er faßte die Geschichte als Lehrmeisterin der Menschheit auf. Die geistige Einstellung zeichnet sein jüngster Biograph mit den Worten: „Die Lehren, die diese Menschen aus der Französischen Revolution, dem praktischen Durchführungsversuch wesentlich naturrechtlich-aufklärerischer Ideen, zogen, zeigen sich in der starken Ausprägung eines gewissen Ordnungssinnes, der es ihnen ermöglichte, das Bestehende (die Zeit der Restauration und Reaktion) aus ihrem Ruhe- und Ordnungsbedürfnis heraus mit ihren aufklärerischen Ideen in Einklang zu bringen<sup>66)</sup>. Ein fester Kreis von Ideen umschloß die Gedankenwelt dieser Männer. Kurz sah im Einzelmenschen den Träger des geschichtlichen Geschehens; im Kampf zwischen Vernunft und Leidenschaft mußte sich der einzelne durchkämpfen. Die sichere, auf festen Ideen ruhende Arbeit und Gestalt Franz Kurz' wurde für Anton Spauns ganze Lebensarbeit bestimmend. Neben Kurz waren dessen Schüler Chmel und Stülz in der Geschichtswissenschaft tätig — Spaun verband sich später mit ihnen bei der Herausgabe des Urkundenbuches von Oberösterreich. Michael Arneth<sup>67)</sup>, seit 1801 Professor des Bibelstudiums des Alten und Neuen Testamentes am Lyzeum in Linz — der spätere Propst. — war Spaun freundlich zugetan. Wir haben schon früher erwähnt, wie er durch sein Eintreten für die jungen Freunde den Verein vor weiteren Verfolgungen bewahrt hat. Von St. Florian aus kam also der

<sup>64)</sup> Ebendort S. 224.

<sup>65)</sup> Brief Anton Spauns an Chmel vom 12. Feber 1834 (Stiftsarchiv St. Florian).

<sup>66)</sup> Fr. Korger: Franz Kurz. 83. Jahresbericht d. o. ö. Musealvereins. Linz. 1928. S. 178 f., 183.

<sup>67)</sup> E. Mühlbacher: Die literarischen Leistungen des Stiftes St. Florian. Innsbruck. 1905. S. 139 f.



Antrieb, sich mit geschichtlichen Studien zu beschäftigen. Von dort ging letzten Endes der erste Ruf aus, der bei Anton Spaun die Liebe zur Heimat umwandelte in die Beschäftigung mit der Heimat, der die Heimatkunde ins Leben rief. Bezeichnend hiefür ist Spauns Vorschlag, einen Geschichtsverein ins Leben zu rufen. Erst unter dem Einfluß des Statthalters Graf Ugarte verbreiterte er den Plan und gründete einen Musealverein.

Kurz hatte 1808 einen Aufruf an seine Landsleute gerichtet<sup>68)</sup>; die einheimischen Geschichtsquellen zu erhalten. 1816 wiederholte er seinen Ruf<sup>69)</sup>. Bei dem engen Verhältnis, in dem Anton Spaun schon aus der Zeit seiner Kindheit zu dem Stifte stand, mußte Kurz' Gedanke bei ihm tiefen Anklang finden. Als die Länder Steiermark — das Grazer Museum Johanneum entstand im Jahre 1811 — Böhmen und Tirol sich ein Landesmuseum schufen, nahm Spaun den Gedanken der Gründung eines Museums in Oberösterreich ernstlich auf. Er begann dafür in allen ihm zugänglichen Kreisen, besonders unter den Ständen, zu werben. „Es war keiner herzlicher dieser Provinz zugegan, inniger von der Wichtigkeit ihrer Geschichte, von der Dringlichkeit, ihre Quellen, ihre Denkmale zu retten, überzeugt, als der Herr Ritterstands-Verordnete und k. k. Landrat Anton Ritter von Spaun . . . . Durch die warme Teilnahme, welche sein Bestreben auch zuvörderst bei den Mitgliedern der hohen Landschaft gefunden, sah er sich bald in der Lage, den Wunsch zur Bildung eines Vereines für die Rettung, Sammlung und Beschreibung der Quellen und Denkmale vaterländischer Geschichte Seiner Exzellenz, dem damaligen ob der ennsischen k. k. Herrn Regierungspräsidenten, Grafen Alois Ugarte, als Gemeinsamen vorzutragen und mit der Gründung dieses Institutes das Geburtsfest des zu Gottes Frieden heimgegangenen Monarchen im Jahre 1833 mit zu feiern“<sup>70)</sup>. Viele Briefe<sup>71)</sup> zeugen von den Schwierigkeiten, mit denen Spaun kämpfen mußte, von dem nie erlahmenden persönlichen Eifer, mit dem er dem Gedanken Freunde und Förderer warb. Am 10. Feber 1833 schrieb er seine Eingabe an Ugarte, mit der er die Gründung eines Geschichtsvereines in die Wege leiten wollte. Ugarte war für den Plan eingenommen, dehnte ihn jedoch nach dem Vorbilde von Innsbruck und Prag auch auf die Pflege der wirtschaftlichen und naturhistorischen Interessen aus und suchte in Wien um Erlaubnis zur Gründung an, die am 19. November 1833 erteilt wurde. Die

<sup>68)</sup> Beiträge zur Geschichte des Landes ob d. Enns. Linz (1808) 2, S. 11.

<sup>69)</sup> Fr. Kurz: Österreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I. Linz (1816) 2, S. 105 f.

<sup>70)</sup> J. Kenner: Gründung des Museums. (1. Bericht über die Leistungen des vaterländischen Vereines zur Bildung eines Museums. Linz. 1835. S. 5.)

<sup>71)</sup> Im Stiftsarchiv St. Florian.

Gründung nannte sich „Verein des vaterländischen Museums für Österreich ob der Enns mit Inbegriff von Salzburg“<sup>72)</sup>. Ugarte stand an der Spitze des neuen Vereines. Am 14. Juli 1834 fand die erste Generalversammlung statt, bei der der Verein an 800 Mitglieder zählte, darunter die Brüder Antons: Josef und Max und sein Schwager Ottenwalt. Im Verwaltungsausschuß saßen neben Anton noch die Freunde aus der Vereinszeit: Kenner und Kreil, Michael Arneht, nun Propst von St. Florian, Franz Kurz und Gaisberger.

Mit der Gründung des Museums „Francisco-Carolinum“ in Linz hat sich die Heimatliebe Anton Spauns den ersten Denkstein gesetzt. Die damals in Linz sehr starke böhmische Partei<sup>73)</sup>, (die ihre Hauptstütze in der fremdländischen Beamtenschaft fand) und auch einzelne Stimmen aus St. Florian<sup>74)</sup>, die eine Zentralisierung der Kunstschätze und Geschichtsquellen fürchteten, waren bedeutende Hindernisse für den Plan Spauns. Aber seiner überall geachteten Persönlichkeit und seiner tiefen, überzeugenden Heimatliebe, der jeder Eigennutz fern lag, gelang es, seinen Lieblingswunsch durchzusetzen. Wir verdanken Spaun damit die Erhaltung einer großen Zahl von Kunstwerken, das Erwachen des Interesses an heimischer Geschichte und heimischem Boden, das letzten Endes zur Aufdeckung und Auswertung der Hallstätterfunde führte, denen Spaun größtes Interesse entgegen brachte und deren fachgemäße Ausgrabung er mit allen Mitteln anstrebte. Durch diese Gründung war auch das „Urkundenbuch des Landes ob der Enns“ ermöglicht, ein Werk, das auf eine Anregung Chmels zurückgeht. Dieser und Stülz leiteten die Herausgabe dieses Werkes, das nun 9 Bände umfaßt.

Anton Spaun hat sich mit der Gründung des Museums in die erste Reihe jener Männer gestellt, die den Heimatgedanken, streng und umfassend in der Form, zur Tat werden ließen, die rühmend genannt zu werden verdienen in der Geschichte des Landes Oberösterreich, an deren Erforschung ihre Lebensarbeit gebunden ist.

Am 13. Oktober 1833 fand in Linz ein Volksfest verbunden mit einer Industrieausstellung statt. Kaiser Franz I., der zu diesem Feste erschienen war, besichtigte in einem Rundgang das Volksfest, das alle Gestalten der ländlichen Bevölkerung und deren Sitten und Gebräuche zeigte. Diesen Rundgang beschrieb Spaun in dem Artikel „Das Volksfest und die Ausstellung der Erzeugnisse inländischer Industrie und der Erstlinge eines ob der Ennsischen Landesmuseums zu Linz im Oktober 1833“<sup>75)</sup>. Besondere Beachtung

<sup>72)</sup> J. Kenner: Gründung S. 15.

<sup>73)</sup> W. Spaun: Anton Spaun und seine Bedeutung für Oberösterreich. Linzer Tageszeitung. 1925. Nr. 1.

<sup>74)</sup> Briefe im Stiftsarchiv St. Florian.

<sup>75)</sup> Österreichisches Bürgerblatt. 1833. Nr. 101/4 und 1834. Nr. 1/3.

schenkt Spaun dabei den Volksliedern und der Tanzmusik. Gleichzeitig mit dem Volksfest fand „Die Ausstellung der Erstlinge eines Museums für Österreich ob der Enns und das Herzogtum Salzburg im Oktober 1833“ im Landhause statt; der Kaiser selbst hatte den Wunsch ausgesprochen, das bis zu diesem Zeitpunkt Gewonnene zu besichtigen. In einem gleichbenannten Aufsatz<sup>76)</sup> legt Spaun nochmals die Ziele dieser Bestrebungen dar, sucht auch alle Bedenken zu zerstreuen und fordert zur Mitarbeit auf.

Von 1835 an wurden die „Berichte über die Leistungen des vaterländischen Vereines zur Bildung eines Museums für das Erzherzogtum ob der Enns und das Herzogtum Salzburg“ herausgegeben. Von 1839 bis 1844 erschien das „Musealblatt, Zeitschrift für Geschichte, Kunst, Natur und Technologie Österreichs ob der Enns und Salzburgs“. Diese Zeitschrift war das Werk Gaisbergers, der, ein ausgesprochen kritischer Geist, als der strenge Wissenschaftler des jungen Museums gelten muß. Auch die „Beiträge zur Landeskunde“, die seit 1840 neben dem jährlichen Bericht gedruckt wurden, gehen auf die Anregung Gaisbergers zurück.

Mit Ausnahme weniger im Buchhandel erschienenen Werke ließ Spaun alle seine Arbeiten in diesen Blättern erscheinen.

Wir sind damit an einen Abschnitt in Spauns Leben gekommen. Seine erste Tat: die Gründung des Museums war eine Tat der Heimatliebe. Auch das weitere Wirken Spauns, seine literarische Tätigkeit, hat seine Wurzel in der Liebe zur Heimat und deren Geschichte. Diese Liebe setzt ihm das Ziel seiner Arbeit im vorhinein, sie führt ihm die Feder, der ein reiner, edler Stil entfließt; sie läßt ihn aber auch nur dorthin sehen, wo er sein Ziel zu finden glaubt und drückt damit den sachlichen Wert und Stand seiner Arbeit.

## II.

Die erste literarhistorische Arbeit Spauns erschien im Jahre 1839 unter dem Titel „Muthmassungen über Heinrich von Ofterdingen“<sup>77)</sup>. Die Wahl des Stoffes und die Art der Beschäftigung zeigen uns von neuem Spauns innerstes Wesen: die vom Geiste der Romantik erfüllte Persönlichkeit.

Was Romantik ist, kann — eindeutig und für alle Fälle gültig — nicht in Worte, nicht in eine scharfe Begriffsbestimmung gefaßt werden. Wir nennen sie ein eigentümlich Deutsches: ein Fühlen, ein Streben, eine Sehnsucht, eine Liebe. Ihre Erscheinungsform in der deutschen Geistesgeschichte weist einige besondere Merkmale

<sup>76)</sup> Ebendort 1834. Nr. 17/18.

<sup>77)</sup> Musealblatt 1839. Nr. 3/6.

auf: die Liebe zum Schönen — zur Kunst, die Liebe zum Edlen — zur Vergangenheit. Diesem Edlen und Schönen in der Grenze seines österreichischen Vaterlandes, noch mehr aber auf dem Boden seines oberösterreichischen Heimatlandes nun galt die ganze Lebensarbeit Spauns<sup>78)</sup>. Der Gedanke von der Heimat und der Liebe zu ihr war es, dem wir Spaun die Gründung des Museums Francisco-Carolinum zu danken haben, dem Heimatgedanken entsprang auch Spauns Beschäftigung mit dem Nibelungenlied.

Die große deutsche Romantik als geistige Bewegung hat ihre besondere Aufmerksamkeit der alten deutschen Dichtung zugewendet. Volkslieder, Minnelieder und Heldenepen, die Jahrhunderte lang nicht mehr geklungen hatten, wurden aus dem Schafe des Vergessens erweckt. Die größte mittelalterliche Dichtung des deutschen Volkes, das Nibelungenlied, fand sich bald im Mittelpunkt gelehrter Beschäftigung. Die Frage nach dem Entstehungsort der Dichtung und die Frage nach dem Dichter selbst entfesselte einen Gelehrtenstreit, der heute noch nicht abgeklungen ist und der heute noch keine Antwort auf die Frage nach dem Dichter gefunden hat.

Als Spaun die Mutmaßungen schrieb, lag das Manuskript des Buches, das er im nächsten Jahre herausgab, schon fertig vor: „Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied. Ein Versuch, den Dichter und das Epos für Österreich zu vindicieren. Von Anton Ritter von Spaun. Mit einem Anhang: Proben österreichischer Volksweisen im Rhythmus des Nibelungenliedes. Linz, bei Quirin Haslinger. 1840.“ Die Mutmaßungen sind eine, oft stellenweise gleichlautende breitere Ausführung der Hauptfrage der Spaunschen Nibelungentheorie: „Hat Heinrich von Ofterdingen in Österreich gelebt und kann er der Verfasser des Nibelungenliedes sein?“ Diese Aufgabe: Heinrich von Ofterdingen als Österreicher, als Dichter des Nibelungenliedes, und damit dieses Werk als österreichisches Gedicht nachzuweisen, hat sich Spaun, wie Kenner ausführ<sup>79)</sup>, gestellt. Ich fasse bei der Behandlung dieses Hauptgebietes in der Tätigkeit Anton Spauns die Mutmaßungen und das 1840 erschienene Werk als Einheit zusammen. Vorher jedoch muß ich einen gedrängten Überblick über die Ofterdingenfrage im Zusammenhang mit den Nibelungentheorien geben.

Bald nach den ersten Veröffentlichungen von Bruchstücken des Nibelungenliedes durch Bodmer in den Jahren 1757 und 1767 tauchte die Frage nach dem Verfasser dieser Dichtung auf, die sich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts dahin formulierte, ob das

<sup>78)</sup> Vgl. J. Angsüßer: Anton Ritter von Spaun. Vortrag in der Jahresversammlung des o. ö. Musealvereines 1933. Linzer Volksblatt vom 5. März 1933.

<sup>79)</sup> J. Kenner: Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied. Musealblatt 1840. Nr. 7/8.

uns erhaltene Gedicht das Werk eines Dichters oder eine Kompilation sei. 1807 erschien die erste neuhochdeutsche Gesamtübersetzung des Nibelungenliedes von v. d. Hagen. Die Romantiker, die sich mit der Frage des Verfassers beschäftigten, gingen von verschiedenen Grundanschauungen aus. Die einen glaubten an eine Einzelpersonlichkeit als den Dichter des Nibelungenliedes, die anderen ließen das Werk aus der Gesamtheit des Volkes heraus entstehen.

Der erste, der Heinrich von Ofterdingen in einen Zusammenhang mit dem Nibelungenlied brachte, war Friedrich Schlegel. In einem Brief vom 10. Jänner 1810 an Sulpiz Boisserée schreibt er, „er sei immer gewisser überzeugt, daß Heinrich von Ofterdingen hier in Österreich dasselbe gedichtet hat“<sup>80</sup>). Die Gestalt Heinrichs von Ofterdingen war den Romantikern wohlvertraut. 1802 hatten Friedrich Schlegel und Tieck die Schriften des Novalis herausgegeben, darunter auch seinen „Heinrich von Ofterdingen“. Novalis war im Frühjahr des Jahres 1799 in der Bibliothek des Majors von Funk auf die Gestalt des Heinrich von Ofterdingen gestoßen, wo er vermutlich die Thüringische Chronik und das Leben der heiligen Elisabeth von Rothe, vielleicht auch die Mansfeldische Chronik des Cyriakus Spangenberg vorgefunden hatte<sup>81</sup>). Im Jahre 1802 war auch in Wien das erste Heft der von Gaheis geleiteten „Biographien österreichischer Dichter“ erschienen mit dem Titel „Klingsor und Ofterdingen“.

Doch bald beginnt die Unklarheit über die Herkunft Ofterdingens. Docen<sup>82</sup>) nennt ihn aus Schwaben gebürtig, aber einen Bürger in Eisenach, Jakob Grimm vermutet Ofterdingens Geburtsort in Österreich<sup>83</sup>). Doch nur Friedrich Schlegel vermutet vorerst in ihm den Dichter des Nibelungenliedes. 1812 heißt es bei ihm über das Werk: „Gewiß bleibt, daß es in dieser seiner jetzigen Gestalt und letzten Abfassung und Vollendung nicht durch den zufälligen Zusammenfluß von allerlei Sagen-Fragmenten entstanden sein kann, sondern von einem Meister herrührt, dem größten jener Zeit . . .“, und die Frage nach diesem Meister beantwortet er mit dem Satz: „— — — wollte man, da der Dichter eines solchen Werkes kein unbekannter gewesen sein kann, die Vermutung auf einen bestimmten und bekannten Namen richten, so möchte es Heinrich von

<sup>80</sup>) J. Körner: Nibelungenforschung der deutschen Romantik. Leipzig. 1911. S. 135; in den „Briefen von und an Friedrich und Dorothea Schlegel“ ist über Heinrich von Ofterdingen keine Notiz zu finden.

<sup>81</sup>) Novalis Schriften, Im Verein mit R. Samuel herausgeb. von P. Kluckhohn. Leipzig. 1, S. 87 ff.; P. Riesenfeld: Heinrich von Ofterdingen in der deutschen Literatur. Berlin. 1912.

<sup>82</sup>) B. J. Docen: Verzeichnis sämtlicher Dichter von 800—1500. S. 172.

<sup>83</sup>) J. Grimm: Über den altdeutschen Meistergesang. 1811. S. 76.

Ofterdingen gewesen sein, der in Thüringen geboren, in Österreich aber angesiedelt war<sup>84)</sup>. August Wilhelm Schlegel, der in den Berliner Vorlesungen dem Werk keinen einheitlichen Verfasser zuerkannte, tritt 1812 wieder an die Frage heran<sup>85)</sup> und kommt unter Friedrichs Einfluß zu einem mit seinem Bruder übereinstimmenden Ergebnis. Er weist auf die Gegnerschaft Wolframs von Eschenbach und Heinrichs von Ofterdingen im Sängerkrieg auf der Wartburg hin, nimmt ein bis zur Zeit Karls des Großen unverändert erhaltenes Lied an, das dann mehrere Umgestaltungen erfahren hat durch Einschiebungen der Gestalt Rüdigers und in der Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts. Schon früher hat er auf den festen, geschichtlichen Hintergrund der Dichtung hingewiesen, nun läßt er als Dichter des Nibelungenliedes nur einen, der am österreichischen Herzoghof gelebt hat, gelten und nennt Klingsor und Ofterdingen, den er im Gegensatz zu seinem Bruder aus Schwaben stammen läßt. Im selben Jahr 1812 erscheint ein Aufsatz von der Hagens „Über den Verfasser des Nibelungenliedes“<sup>86)</sup>. Hagen bezieht sich auf den ersten Aufsatz A. W. Schlegels, nennt Wolfram von Eschenbach — dem Johannes von Müller das Gedicht zuschrieb — und Heinrich von Ofterdingen und entscheidet sich wie die Brüder Schlegel für Ofterdingen, als dessen Geburtsort er das im Nibelungenlied erwähnte Eferdingen bei Linz anspricht. In der zweiten Auflage der Originalausgabe des Nibelungenliedes (1816) hält er an dieser Ansicht noch fest, 1820 bei der dritten Auflage hat er sich jedoch schon von ihr abgekehrt.

Das Jahr 1812 hatte der Ansicht, das Nibelungenlied sei das Werk einer Einzelpersonlichkeit, ungewöhnliche Stärke verliehen und sie in die letzte Folgerung und Forderung eintreten lassen, eine bestimmte Persönlichkeit — Heinrich von Ofterdingen — als den Dichter des großen Werkes zu nennen.

Welche Merkmale des Gedichtes berechtigen nun zu dieser Ansicht? Es waren die Ortskenntnisse auf österreichischem Gebiet, bestimmte politische und historische Züge und die Abneigung des Nibelungendichters gegen Bayern, in der man eine Ähnlichkeit, eine Gleichheit mit der Stellung Heinrichs von Ofterdingen im Kampf gegen Wolfram von Eschenbach beim Wartburgkriege zu erkennen glaubte. Dieses Gedicht vom Sängerkrieg auf der Wartburg ist die älteste und deshalb allen Darstellungen gemeinsame Quelle für die Gestalt des Heinrich von Ofterdingen. Abgesehen von den Dichtungen, die wir nicht als Dokumente für die Geschichtlichkeit einer Person heranziehen können, überliefert uns keine Chronik eine Ur-

<sup>84)</sup> Fr. v. Schlegels sämtliche Werke. Zweite Originalausgabe 1, S. 229 f.

<sup>85)</sup> Fr. v. Schlegel. Deutsches Museum. 1812. Juniheft.

<sup>86)</sup> Iduna. Breslau. 1812. Augustheft Nr. 34.

kunde für die geschichtliche Wirklichkeit dieser Person. Man sah ihn aber dennoch als geschichtliche Persönlichkeit an. Docen nennt ihn einen „Meistersinger“ und spricht ihm den „Kleinen Laurin“ zu, v. d. Hagen hält ihn für den Dichter des Laurin, der vielleicht auch am Ortnit und Wolfdietrich mitgearbeitet habe<sup>87)</sup>.

Nun aber — 1812 — bringt man Ofterdingen mit dem Nibelungenliede in Verbindung und vermutet in ihm dessen Verfasser. Man hatte (nach der Darstellung im Wartburgkrieg) einen berühmten Dichter, von dem man kein Werk kannte — man hatte ein berühmtes Werk, dessen Dichter man nicht kannte, — was lag näher, als beide miteinander in Verbindung zu bringen? Der erste, der sich gegen diese Ansicht wandte, war Jakob Grimm. In der Abhandlung „Über die Nibelungen“<sup>88)</sup> wirft er die Frage auf, warum man gerade dieses Gedicht Ofterdingen zuschreibe und weist darauf hin, daß wir bei der Gestalt Heinrichs von Ofterdingen keine Maßstäbe haben. Unter dem Einfluß Wilhelm Grimms, der in einer Anzahl von Romanzen die Urform des Nibelungenliedes sah, tritt Karl Lachmann mit seiner Schrift „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth. Berlin 1816“ auf. Für ihn ist das Gedicht die Summe von einzelnen Liedern und interpolierten Stellen. Mit dieser Übertragung von F. A. Wolfs Homertheorie auf das Nibelungenlied war der Standpunkt gegeben, der sich in schärfster Form gegen die Einzelperson eines Dichters des Liedes oder gar dessen Namensnennung wandte.

Aber noch 1820 sieht Zeune<sup>89)</sup> in Ofterdingen oder Klingsor den Dichter des ersten Teiles des Gedichtes. Lachmann wendet sich gegen die Ansicht, man könne Ofterdingen, Klingsor oder Wolfram als Verfasser nennen, wie er auch später Koberstein angreift<sup>90)</sup>, der an die Existenz eines schwäbischen Ofterdingen glaubt, ihn aber nicht für den Nibelungendichter gelten läßt, jedoch seine Gegnerschaft zu Wolfram im Wartburgkrieg besonders hervorhebt. Auch diese Gegnerschaft zwischen Heinrich und Wolfram bekämpft Lachmann, der sich noch 1836 gegen die Autorschaft Ofterdingens am Nibelungenlied ausspricht<sup>91)</sup>. Auch Uhland beschäftigt sich 1830 in seinen Vorlesungen über die „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter“ mit der Ofterdingen-Hypothese, die er ablehnte, ohne

<sup>87)</sup> Docen: Verzeichnis S. 69 und: Literarischer Grundriß der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das 16. Jahrhundert. Herausgeg. von v. d. Hagen und Büsching. S. 64.

<sup>88)</sup> Brüder Grimm: Altdeutsche Wälder. Frankfurt (1815) 2, 145 ff.

<sup>89)</sup> A. Zeune: Über den Wartburgkrieg, in: Jahrbücher der Berlinischen Ges. für deutsche Sprache 1 (1820).

<sup>90)</sup> A. Koberstein: Über das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom Wartburgkriege. Naumburg. 1823.

<sup>91)</sup> K. Lachmann: Anmerkungen zu den Nibelungen und zur Klage. 1836. S. 1.

aber von der Ansicht, ein Dichter habe das Werk geschrieben, abzugehen. 1830 gibt Ludwig Ettmüller den Sängerkrieg auf der Wartburg heraus, spricht Ofterdingen die Verfasserschaft am Laurin ab und entscheidet sich in der Wahl zwischen Eferdingen und Schwaben für das letztere als Heinrichs Heimat. Die Frage nach der Herkunft des Dichters Ofterdingen führt im nächsten Jahre den Professor Braun<sup>92)</sup> zur Ansicht, Ofterdingen stamme aus Mainz; und 1838 unternimmt Lucas den Versuch, Heinrich von Ofterdingen und Tannhäuser zu identifizieren<sup>93)</sup>.

Das war der Stand der Nibelungenforschung im Zusammenhang mit Heinrich von Ofterdingen, den Spaun vorfand, als er an die Ausführung seiner Theorie ging.

Seit 1812 hatte man Ofterdingen als Verfasser des Nibelungenliedes genannt, man stritt aber um die Heimat des Dichters. Thüringen, Schwaben, Österreich, Mainz und Eferdingen wurden von Friedrich Schlegel, von A. W. Schlegel, Docen und Koberstein, von Grimm, Braune und v. d. Hagen als Heimat Ofterdingens genannt.

Franz Kurz griff die Ofterdingentheorie der Brüder Schlegel auf, ohne sich über die Heimat Ofterdingens auszusprechen<sup>94)</sup>. Von ihm erhielt wohl Spaun den Anstoß zu seiner Nibelungenforschung, die auf v. d. Hagens und der Brüder Schlegel Vermutung fußt. Sie sahen im Nibelungenlied ein österreichisches Werk, Spaun will nun auch im Dichter — Heinrich von Ofterdingen — einen Österreicher sehen. „Kann nicht besondere Gunst der Umstände, der zufällige Standpunkt an einem Orte, in dessen Nähe deutlichere Spuren des großen Sängers und der herrlichen Sage erkennbar sind, das Unternehmen rechtfertigen — so möge es in der treuherzigen Gesinnung seine Entschuldigung finden, mit der ich nach dem Kranze, den fremde Hand uns bietet, lange, um das Vaterland damit zu zieren“<sup>95)</sup>.

Der Versuch Spauns, den Dichter festzustellen, zeigt schon seine Gegnerschaft zur Lachmannschen Liedertheorie, „der verwerflichsten von allen Hypothesen“. Spaun nimmt für die Entstehung des uns vorliegenden Werkes einzelne Heldenlieder an, die irgendein Abenteuer behandeln. Er macht noch ein Zugeständnis, das seiner Ansicht vom jeweiligen Vortrag einzelner Stellen des Werkes durch einen Sänger entspricht: „Der Sänger mußte nach Zeit und Umständen seinen Vortrag einrichten; es mußte ihm stets daran gelegen sein, Neues zu bringen, das Alte und Be-

<sup>92)</sup> Quartalblätter des Mainzer Kunstvereines 2 (1831).

<sup>93)</sup> A. Lucas: Über den Krieg von Wartburg. 1838.

<sup>94)</sup> Kurz: Ottokar und Albrecht I. 2, S. 113 f.

<sup>95)</sup> A. v. Spaun: Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied (ich kürze; H. v. O.) S. 4 f.



kannte aber möglichst auszufeilen, selbst mit persönlichen Rücksichten auf den Herrn des Festes und den Kreis seiner Zuhörer zu bereichern und auszuschnücken, dies alles mußte umso mehr in einer Zeit geschehen, wie die, in welcher das Nibelungenlied entstanden ist<sup>96</sup>). Diese Ansicht sieht Zeune als Widerspruch zu Spauns eigener Theorie an<sup>97</sup>). Wir werden an einer anderen Stelle darüber handeln. Das Verdienst des Dichters sieht Spaun in folgendem: „Er hat aus den Sagen und Liedern alles Überflüssige, Fremdartige streng ausgeschieden, das minder Wichtige in den Hintergrund gedrängt; . . . er hat alle Handlungen mit ihren innerlichen Beweggründen dargestellt . . . er hat endlich, was seine Zeit Großes, Herrliches bewegte, in einem Spiegel dargestellt, der die ganze weite Umgebung des Schauplatzes der Handlung klar und deutlich abbildet; und das alles in der Einheit einer großen Idee, in der Einheit einer für seine Zeit wunderbaren, für uns noch bewunderungswürdigen Form“<sup>98</sup>). Von einer Einzelpersönlichkeit als Schöpfer des Werkes war Spaun überzeugt; Schlegel und v. d. Hagen hatten den Klang angeschlagen, den er festhalten wollte: Heinrich von Ofterdingen in Österreich.

Im Jahre 1833 fand Spaun, als bei der Gründung des Museums von den in den Klöstern befindlichen Urkunden Abschriften hergestellt wurden, im Stifte Wilhering vier Urkunden, in denen Freie von Oftheringen als Zeugen unterschrieben waren. Diesem Geschlechte der Oftheringen, an das noch heute das Dorf Oftering am westlichen Abhang des Kürnberger Waldes erinnert, sprach Spaun jenen Heinrich, den Dichter des Nibelungenliedes zu.

Er setzt die Namen Oftheringen und Ofterdingen gleich und erklärt die Form Ofterdingen für fehlerhaft. Er verweist darauf, daß der Name des Sängers auf der Wartburg nur durch fremde Handschriften aufbewahrt wurde, von denen eine solche Genauigkeit in Aussprache und Schreibart eines fremden Orts- und Geschlechtsnamens nicht erwartet werden kann, und daß hier bei der entschiedenen Namensähnlichkeit mit dem schwäbischen Ofterdingen umso leichter eine Verwechslung möglich war, als der ähnliche Klang beider Namen sehr auffällig ist. Spaun behält aber trotzdem die seiner Ansicht nach fehlerhafte Schreibung und Namensform Ofterdingen bei. Als Beweis dafür, daß das in Frage stehende „d“ nicht entscheidend sein könne, führt er die doppelte Schreibung des Namens Rudolfing an<sup>99</sup>), der als Ortsname in einer

<sup>96</sup>) Ebendort S. 50.

<sup>97</sup>) A. Zeune: Ist Heinrich von Ofterdingen der Verfasser der Nibelungen-Noth? (Hagens Germania 4, S. 141.)

<sup>98</sup>) H. v. O. S. 151 f.

<sup>99</sup>) Monumenta Boica 1, S. 28. Nr. 42.

Urkunde aus dem Jahre 820 Hrodolfingum und als Personennamen in einer Urkunde des 12. Jahrhunderts Rudolfingum heißt. Spaun zieht daraus den Schluß, daß bei Ofterdingen und Oftheringen eine ähnliche Verwechslung anzunehmen sei. Die Annahme, beide Wortformen stünden für den gleichen Namen, führt Spaun zu dem Schluß, er erbringe damit den urkundlichen Nachweis für das Geschlecht der Ofterdingen in Oberösterreich. Dieser urkundliche Nachweis eines oberösterreichischen Geschlechtes der Ofterdingen ist die Grundlage aller seiner literarhistorischen Arbeiten.

Vom philologischen Standpunkt ist diese Gleichstellung der Namen nicht zu begründen, es ist aber auch kein strenger Gegenbeweis dagegen zu führen. Spaun selbst war ja kein „Fachmann“, ja er war ein erbitterter Gegner der „zünftigen“ Germanisten. Seine erste Feststellung, die des Geschlechtes der Ofterdingen in Oberösterreich und ihre Gleichstellung mit dem Geschlecht, aus dem der Dichter Heinrich stammt, ist also anfechtbar — aber nicht widerlegbar.

Wie steht es nun mit der Person des Heinrich von Ofterdingen? Die von Spaun zitierten Urkunden nennen einen Albert und vier Adelram dieses Geschlechtes. Einen Heinrich kann Spaun nicht nachweisen. Seine Vermutung, Heinrich könne ein Sohn oder (!) Bruder des jüngeren Adelram sein<sup>100</sup>), kann er weder belegen noch irgendwie stützen. Und damit rückt die von Spaun gesehene Gestalt des Heinrich von Ofterdingen in das Reich der willkürlichsten Vermutungen, der durch die kühne, auf nichts gestützte Annahme eines Heinrich jede Berechtigung schwindet. Alle Schlußfolgerungen, die er aus seiner Annahme zieht und die ihn schon in seinen „Mutmaßungen“ zu einer Lebensskizze Heinrichs von Ofterdingen verleitet haben<sup>101</sup>), müssen wir als kritisch unhaltbar ablehnen. Der erste Teil des Versuches „den Dichter für Österreich zu vindicieren“, ist Spaun in der Methode und in der Zielsetzung mißlungen.

Glücklicher war Spaun in der Verbindung der inneren Merkmale des Gedichtes zu der Schlußfolgerung, das Nibelungenlied sei in Österreich entstanden. Hier sah er natürlich zum größten Teil seine Aufgabe darin, Beziehungen zwischen österreichischen Merkmalen der Dichtung und dem Geschlechte der Oftheringen, dessen Sitz er im Kürnbergerwald bei Linz an der Donau annahm, herzustellen. Damit wollte er die schon von Jakob Grimm aufgeworfene Frage beantworten, warum man gerade Heinrich von Ofterdingen

<sup>100</sup>) H. v. O. S. 36.

<sup>101</sup>) A. Spaun: Mutmaßungen. Musealblatt 1839. Nr. 6.

als den Dichter des Nibelungenliedes, das Gedicht wiederum gerade als Werk des Ofterdingen anspreche.

Neben den Personen- und Ortsnamen in Österreich, die den im Nibelungenlied vorkommenden Namen entsprechen, widmet Spaun einen besonderen Abschnitt der Geographie des Nibelungenliedes. Und hier legt er neben der Ortskenntnis des Dichters in Oberösterreich starkes Gewicht auf die Annahme, der Dichter habe mit Absicht den Zug Kriemhildens an seiner Heimat Oftheringen, das auf dem Wege von Eferding nach Ebelsberg zur Traunbrücke lag, vorüberziehen lassen. Dem Empfang Kriemhildens durch Gotlinde bei Enns stellt er die Übergabe Steiermarks unter Ottokar am 17. August 1186 an Herzog Leopold V. auf dem Georgenberge bei Enns an die Seite — ein Anklang an die geographische Nachbarschaft Heinrichs von Ofterdingen zu den Fürsten von Steyr. Unwissenschaftlich und ungenau gehalten sind Spauns Anmerkungen über „Die Sprache des Nibelungenliedes“. Er weist auf die Ähnlichkeit der mittelhochdeutschen Sprachformen mit denen der oberösterreichischen Mundart hin, wobei manche volkstümliche Sprachformen allerdings etwas gekünstelt erscheinen. Das Hauptargument aber waren für Spaun die inneren Merkmale des Gedichtes, dessen historisch-geographische Beziehungen und Hinweise auf Österreich. In einem Brief vom 28./29. März 1840<sup>102)</sup> schreibt er an Chmel, der Spauns Theorie nicht restlos zustimmte: „Ich bitte Dich, laß Dir nicht zu sehr von Gelehrten imponieren, die in einem anderen Fach durch Fleiß und Scharfsinn Großes leisten, die aber, was die inneren Merkmale des Nibelungenliedes betrifft, gar nicht in der Lage sind, etwas zu vermuten oder erraten zu können, was für die Fragen: wo und von wem das N. L. gedichtet wurde, von Gewicht wäre.“ Wie rein auf das Gefühl eingestellt und unkritisch die Methode seiner Arbeit war, zeigt noch eine andere Stelle desselben Briefes, die den Charakter Siegfrieds zu einem Beweis für die österreichische Herkunft des Gedichtes stempeln will: „Ich hätte noch gar manches gerne angeführt, das ich mich nicht auszusprechen getraute; ich halte nicht nur R ü d i g e r für das aus rein österreichischer Individualität hervorgegangene Ideal eines Helden, sondern auch S i e g f r i e d erscheint mir als der wahre Typus des österreichischen Volkscharakters; er ist so einfach, gemütlich, natürlich, derb, offen, hingebend, dienstfertig und gefällig, so heiter, mutwillig, arglos, so reich an inneren und äußeren Hilfsquellen, wie ich aus unendlich vielen Beobachtungen und Abstraktionen den Typus des österreichischen Volkscharakters kennen gelernt habe.“ Die Bedeutung, die Spaun der Gestalt Rüdigers beimißt, werden wir

<sup>102)</sup> Im Stiftsarchiv St. Florian.

später noch kennen lernen. Spaun betont auch die schon von A. W. Schlegel erwähnte Gegnerschaft des Nibelungendichters gegen die Bayern, der er die feindliche Haltung Ofterdingens im Sängerkrieg dem Bayern Wolfram gegenüber an die Seite stellt. Diese zwei Prämissen gestatten ihm wieder einen Schluß auf Heinrich von Ofterdingen als den Dichter des Nibelungenliedes. Die letzte Stütze seiner Hypothese aber findet Spaun in den oberösterreichischen Volksweisen, deren Rhythmus er dem der Nibelungenstrophen gleichsetzt. Zum Vergleich und Beleg gibt er seinem Buch den Anhang „Proben österreichischer Volksweisen im Rhythmus des Nibelungenliedes“ bei, die er in den Klaviersatz mit einer Singstimme gesetzt hat. Diese Stütze müssen wir aber in der Art, wie Spaun sie gesehen hat, als vollkommen unbrauchbar ablehnen. Die musikalischen Sätze, die er gibt, entsprechen rhythmisch und melodisch dem „Landla“<sup>103)</sup>. Die Grundform aller dieser Melodien ist ein achttaktiger Satz mit je drei Takteinheiten. Es gibt auch sechs- und sechzehntaktige Volksmelodien, die aber in Oberösterreich fehlen. Spauns musikalische Proben, wie auch seine später erschienenen „Österreichischen Volksweisen“ sind durchwegs aus Oberösterreich. Mit dem musikalischen Rhythmus übereinstimmend ist der Versbau der Landladichtung, die wir als Schnadahüpfel kennen<sup>104)</sup>. Diese ist einstrophig, die Halbstrophe hat vier Hebungen, die Verszeile zwei. Hier gibt es neben dem Sechszweiler auch den Achtzeiler, der aus 8 Halbzeilen besteht: die erste, dritte, fünfte und siebente mit 3 oder 4, die zweite, vierte, sechste und achte mit 3 Hebungen. Doch kommt nie das Versmaß des Nibelungenliedes zum Vorschein, wie es uns im Volkslied „Jungbrunnen“<sup>105)</sup> entgegentritt. — Spaun reiht neun Einzelstücke, Tanzweisen aus Oberösterreich, die im  $\frac{3}{4}$ -Takt gehalten sind — dadurch wurde schon das daktylische Versmaß gefordert — aneinander und unterlegt diesen Melodien die ersten vier Strophen des Nibelungenliedes. Die Unmöglichkeit des gesanglichen Vortrages zu der Musik, die Spaun gegeben hat, nimmt selbst seiner Ansicht den Halt, die heute üblichen Volksmelodien — wobei Spaun nur Tanzweisen im Auge hat — seien dieselben, zu denen das Nibelungenlied gesungen worden sei.

Bevor wir das Ergebnis der Spaunschen Nibelungenarbeit behandeln wollen, soll hier noch eine Briefstelle eingeschoben werden, die ein grelles Licht wirft auf die Art, wie Spaun an seine Theorie, besser vielleicht an die Erbringung von Beweisen für einen vorgefaßten Beschluß herangegangen ist. Am 6. Juli 1838, als die „Mut-

<sup>103)</sup> H. Commenda: Unser Volkstanz. Heimatgäue. 3 (1922) S. 185.

<sup>104)</sup> Ders.: Der Landla. Heimatgäue 4 (1923) S. 153 f.

<sup>105)</sup> Fr. Böhme: Altdeutsches Liederbuch. Leipzig. 1877. Nr. 133.

maßen“ schon fertig waren, schreibt Spaun an Chmel<sup>106</sup>): „Das Nibelungenlied selbst will ich in Ischl (wohin er am 26. Juli fuhr) noch einmal aufmerksam durchlesen, und eine Nachlese halten, von der ich mir einige Ausbeute verspreche, denn ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß ich das Nibelungenlied nur einmal gelesen habe, und daß ich es früher nur aus den nordischen Heldensagen v. d. Hagens kannte. Bei diesem ersten und letzten Durchlesen habe ich mir die Stellen exzerpiert, die mir für meine Abhandlung merkwürdig waren.“ !

Und nun vergegenwärtigen uns nochmal die Methode Spauns. Er hatte sich ein Ziel gesteckt, das er erreichen wollte — er hatte nicht gearbeitet, um zu irgend einem, dann aber eben dem wahren Ergebnis zu gelangen. Heinrich von Otterdingen sollte als Österreicher und als Dichter des Nibelungenliedes nachgewiesen werden. Der Nachweis der Geschichtlichkeit Heinrichs ist ihm mißglückt. Zuviel Begeisterung und zu wenig Sachlichkeit haben Spaun zu einem vermeintlichen Nachweis eines Geschlechtes der Otterdingen geführt, haben ihn eine, auch nur schwach gestützte Beglaubigung eines Heinrich vergessen lassen. Bei der Behandlung der Dichtung selbst fehlen vor allem die Textkritik und die kritische Auseinandersetzung mit den verschiedenen Handschriften.

Und doch hat die Arbeit und das Ergebnis der Arbeit über das Nibelungenlied noch eine andere Seite. Die Aburteilung der Arbeitsweise Spauns darf nicht auch das Urteil über das Ergebnis seiner Arbeit sein. Das Nibelungenrätsel ist noch immer ein Rätsel, und die Nibelungenfrage noch immer eine Frage. Auch heute kennt noch niemand den Verfasser des Nibelungenliedes. Wohl können wir sagen, daß Spauns Arbeit kein bündiger Beweis ist für die Verfasserschaft Heinrichs von Otterdingen — doch hat seit Spaun noch kein Gelehrter beweisen können, daß Heinrich nicht der Verfasser des Nibelungenliedes sein könnte. Spauns Weg war falsch. Das Ergebnis? Spauns Annahme, Heinrich von Otterdingen sei der Verfasser des Nibelungenliedes, wird so lange nicht endgültig widerlegt werden können, bis die Nibelungenfrage zum Wissen um diesen großen Dichter der mittelhochdeutschen Zeit geworden ist<sup>107</sup>).

Das Ergebnis der Arbeit Spauns wurde von den Gelehrten fast einstimmig abgelehnt. Nur Schlosser begrüßte das Buch. Er geht zwar in keine sachliche Kritik ein, da er „bloß als Dilettant, nicht

<sup>106</sup>) Im Stiftsarchiv St. Florian.

<sup>107</sup>) Selbst die allerdings gesicherte Annahme, daß das Nibelungenlied seine endgültige Gestalt im heutigen Österreich erhalten habe, wird angezweifelt bei: J. R. Dieterich: Nibelungenfragen. Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. dtsh. Gesch. u. Altertumsvereine 75 (1927) Sp. 24, und A. Schröfl: Die Nibelungenfrage. München. 1927.

als Kenner urtheilen kann; er gibt daher bloß Bericht<sup>108)</sup>. Schlosser „war froh, endlich einmal etwas Klares, Bestimmtes, nicht durch lästige Gelehrsamkeit Drückendes oder durch thörichte Phantastereien Lächerliches“ über die Nibelungenfrage zu lesen. „Was man auch über das Resultat dieser Schrift urtheilen mag, so wird doch jeder Leser gewiß erkennen, daß sie sich unter den unzähligen, über den Gegenstand erschienenen Schriften dadurch auszeichnet, daß sie am leichtesten zu lesen, am wenigsten anmaßend und absprechend, frei von ekelhafter Deutschthümelei oder philosophisch-historischer Wunderlichkeit ist, welche Ref. in hohem Maße sogar in dem findet, was selbst ein Mann wie Joh. von Müller nach seiner oder vielmehr nach Berliner Weise darüber ex tripode orakelt.“ Schlosser nimmt keine Stellung zur Frage selbst, sein Lob gilt der Darstellungsweise Spauns. Anders die Fachkritiken.

Zeune<sup>109)</sup>, der auf dem Standpunkt steht, daß man bei der großen Zahl von Handschriften von keinem Verfasser, sondern nur von Sammlern sprechen könne, wirft die Frage auf, von welcher Bearbeitung Ofterdingen als der Verfasser anzusehen sei. Er glaubt bei Spaun einen Widerspruch entdeckt zu haben<sup>110)</sup>, da Spaun beim Vortrag einzelner Stellen des Gedichtes willkürliche Abänderungen annimmt. Dies scheint mir jedoch ein Irrtum Zeunes zu sein, denn die verschiedenen Bearbeitungen sind nach Spaun als Ergebnisse des mündlichen Vortrages anzusehen. In der von ihm zugrunde gelegten Handschrift C aber erblickt er die vom Dichter selbst gegebene Fassung. Zeune erkennt Spauns vaterländische Gesinnung an, lehnt aber sein Forschungsergebnis ab. Dieselbe ablehnende Haltung nimmt Othmar Schönhuth<sup>111)</sup> ein, der Spauns einseitigen Patriotismus bedauert und Mainz als Heimatsort Ofterdingens geltend macht. In Österreich wurde Spauns Theorie offiziell anerkannt und in den Mittelschulen vorgetragen<sup>112)</sup>.

Während die Wissenschaft Spauns Nibelungentheorie ablehnte, wurde sie von Grillparzer und Ladislaus Pyrker unbedenklich angenommen<sup>113)</sup>. Kenner würdigt mit stolzer Freude als Oberösterreicher in der Besprechung „Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied“<sup>114)</sup> Spauns Verdienst um den Ruhm seiner Heimat

<sup>108)</sup> Heidelberger Jahrbücher der Literatur. 1840. Heft 3, S. 636.

<sup>109)</sup> A. Zeune: Heinrich von Ofterdingen. S. 141.

<sup>110)</sup> H. v. O. S. 50.

<sup>111)</sup> O. Schönhuth: Historisch-kritische Untersuchung über die Nibelungensage und das Nibelungenlied. Tübingen, 1842.

<sup>112)</sup> R. Rotter: Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters. Wien. 1852. S. 111.

<sup>113)</sup> FG. S. 80.

<sup>114)</sup> Musealblatt 1839. Nr. 3/6.

und seines Vaterlandes. Otto Prechtler besingt in einem Gedicht „Im Dörfchen Ofthering“<sup>115)</sup> die Heimat des Nibelungendichters:

Sei mir begrüßt, du Plätzchen, wo Heinrichs Wiege stand!  
 „Du kleine Spanne Erde im lieben Oberland,  
 Es hat in dir gewurzelt ein üpp'ger Liederbaum,  
 Ein Dichter träumte drunter den Nibelungentraum!

— — — — —  
 Der Wald um Dich — er säuselt die Zweifel all in Ruh,  
 Und ernsthaft nicken Dir ferne die greisen Alpen zu.  
 Du gl a u b s t es — und Du rufst hier, von edlem Stolz  
 durchglüht:

Dein — Öst'rreich! — ist der Sänger vom Nibelungenlied!“

Gleich begeisterte Töne klingen in dem Lied: „An den edlen Ritter Anton von Spaun“ von Schleifer<sup>116)</sup>. Spaun hatte auch Gelegenheit, als er vom 2.—12. September 1842 bei der Enthüllung des Mozartdenkmals in Salzburg war, ein Exemplar seines Nibelungenbuches König Ludwig I. von Bayern zu überreichen, der ihn am 11. September in Berchtesgaden in Audienz empfing und Spaun lächelnd rügte, weil er in der Abneigung der Österreicher gegen die Bayern ein Argument für seine Theorie sah<sup>117)</sup>.

Die Gestalt Otterdingens, wie sie Spaun sah, ist von zwei Dichtern übernommen worden: von Josef Viktor von Scheffel und Adalbert Stifter.

Im Jahre 1857 ließ Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach Scheffel zu sich laden und schlug ihm vor, einen kulturhistorischen Roman zu schreiben, in dem das Minnesängerleben auf der Wartburg geschildert werden sollte. Scheffel ging auf den Antrag ein, konnte jedoch wegen Krankheit seinen Plan nicht vollenden. So erschien im Jahre 1863 als Bruchstück „Frau Aventure. Lieder aus Heinrich von Otterdingens Zeit“. Scheffel wollte damit eine chronikartige Sammlung von Gedichten schreiben, in der Annahme, sie sei von einem Mönch aus Reinhardtsbrunn, einem Augenzeugen des Sängerkrieges auf der Wartburg, niedergeschrieben worden. Scheffel schreibt in einer Anmerkung über die seiner Dichtung zugrunde gelegte Nibelungentheorie Spauns: „So weit auch A. von Spaun an den wissenschaftlich erreichbaren Zielen vorüberstreift, so liegt seinen Ansichten doch ein gewisser feinfühligter Zug zugrunde . . . . Aber wie gesagt, die Nebel wallen über den berühmten Dichter ohne Lied und das berühmte Lied ohne

<sup>115)</sup> Oberösterreichisches Jahrbuch. Linz. 1844. S. 44 f.

<sup>116)</sup> Musealblatt 1840. Nr. 11.

<sup>117)</sup> M. Kummer: Aus meiner alten Kiste. (Kultur. 12 (1911) S. 96—113.)

Dichter noch immer unzerteilt hin und her<sup>118)</sup>. Scheffel, der auch die nach Spauns Tod erschienenen Arbeiten von A. Holzmann (Untersuchungen über das Nibelungenlied. Stuttgart. 1854) und F. Pfeiffer (Der Dichter des Nibelungenliedes; ein Vortrag. Wien. 1862) erwähnt, und „der die Hoffnung nicht hegt, mit exakter Forschung alle Rätsel der Vergangenheit lösen zu können“<sup>119)</sup>, entscheidet sich für Spaun. Dennoch zieht er, ebenso wie Stifter, die Gestalt des Kürenberger in den Rahmen hinein. Heinrich von Ofterdingen genießt — Scheffel folgt dabei Spaun — am Hof der steirischen Ottokare die ritterliche Erziehung, geht nach dem Aussterben dieser Linie zu Leopold VI. von Österreich und von hier auf die Wartburg. Als Gegner Wolframs von Eschenbach kehrt er wieder in seine Heimat zurück, wo er dann „unter Anregung oder Mitwirkung des Kürenbergers, oder in dessen geistige Erbschaft eintretend das Nibelungenlied der lateinischen Hülle entkleidete, um als letzten versöhnenden Abschied des Sängerkrieges das vaterländische Epos in vaterländischer Gestalt überreichen zu können“<sup>120)</sup>. Scheffels Ofterdingen ist eine heimatfeste, eine nationale Gestalt, die den Nachahmern französischer Dichtung und Art an den Leib rückt und darob Spott erleidet:

„An Dietrich von Berne, an wormsischer Heldenkraft,  
Erwürb mit Sang er gerne die Krone der Meisterschaft“<sup>121)</sup>.

Schon 1855 hatte sich Scheffel gegen Lachmann gewendet, damals jedoch den Schreiber Konrad für den Dichter des Nibelungenliedes gehalten, der es an dem Sitz des Bischofs Pilgrim von Passau in lateinischer Sprache niedergeschrieben haben sollte.

Es ist eine, wie mir scheint, nicht allzu gewagte Vermutung, Schwind als Bindeglied zwischen Spaun und Scheffel anzusehen. Schwind hatte schon früh im Hause Scheffels in Karlsruhe verkehrt, war aber 1857, als er schon viele historische Gemälde vollendet hatte und dadurch mit diesem Stoff bekannt geworden war, mit dem nun schon erwachsenen Scheffel in München in engere Beziehung getreten. Zwischen diesem ersten und zweiten Beisammensein Schwinds und Scheffels liegt eine allerdings durch Spauns Tod im Jahre 1849 jäh unterbrochene festere Verknüpfung Schwinds mit Spaun. Schwind, der den Sängerkrieg malte, Scheffel, der ihn in einer neuen Dichtung darstellen wollte, beide fußen auf Spauns Theorie über Heinrich von Ofterdingen.

<sup>118)</sup> Scheffels Werke. Herausgeg. von Fr. Panzer. Leipzig und Wien. 2, S. 169.

<sup>119)</sup> Ebendort 2, S. 169.

<sup>120)</sup> Ebendort 2, S. 169.

<sup>121)</sup> Ebendort 2, S. 133.



Unmittelbar und darum auch gewaltiger ist der Einfluß Spauns auf Adalbert Stifter<sup>122)</sup>. Stifter, der 1847 von Wien nach Linz übersiedelt war, schrieb schon am 3. August 1847 an Heckenast über Spaun: „Mir ist er hier im Umgang ein schätzbares Juwel . . . Ich werde durch ihn für den historischen Roman aus unserer babenbergischen Heldenzeit vorbereitet“<sup>123)</sup>. Stifter hatte schon vorher geschichtliche Erzählungen geschrieben: den „Hochwald“ und die Erzählung „Bergmilch“ in den „Studien“. Spaun wies Stifter auf die Geschichte als Hintergrund der Dichtung hin und empfahl ihn Chmel, der Stifter bei den Vorarbeiten half. Bindtner faßt in seiner Stifter-Biographie Spauns Anregungskraft auf Stifter in den Satz zusammen: „Wir können ruhig sagen, daß wir ihm den Witiko verdanken“<sup>124)</sup>. In dieser Erzählung zeichnet Stifter die Gestalt Ofterdingens. Er und der Kürenberger erscheinen als Freunde Witikos, die gemeinsam mit ihm die Domschule zu Passau besuchten. Ofterdingen wird allerdings nicht als der Dichter des Nibelungenliedes bezeichnet, denn Stifter führt ihn in den ersten Mannesjahren vor und läßt ihn — ein zeitlicher Unterschied zu Spaun — schon am Zuge Friedrichs I. nach Mailand im Jahre 1158 teilnehmen. Ob Stifter an Ofterdingen als den alleinigen Dichter dachte, läßt sich nach folgender Stelle nicht fest bestimmen: „Lasse uns vorwärts zu Heinrich von Oftering reiten“, sagte der Ritter vom Kürenberge, „er wird sich freuen, daß Du da bist. Heinrich und ich werden einmal einen Sang anheben von dem hörnern Sifrid und von den Burgondern und von Island und von dem Könige Ezel und von Dietrich von Bern“<sup>125)</sup>. Heinrich von Oftering, der Ritter von Kürenberge und Witiko sind in Stifters Erzählung Nachbarn. Sprachlich ist beachtenswert, daß Stifter die von Spaun als richtig bezeichnete, von ihm selbst jedoch gemiedene Form Oftering benützt. Stifter führt uns seinen Ofteringer bei der Heerfahrt, am Babenbergerhof, bei einer Familienfeier Witikos und beim großen Pfingstfest zu Mainz im Jahre 1184 vor. „Es sagten damals einige, es werde ein großes Lied kommen, in welchem die Treue der Männer gegen ihren König und die Treue des Königs gegen seine Männer gepriesen werden wird.“ Heinrich von Oftering . . . sprach: „Es kann schon ein solches Lied kommen, das uns von alten Mähren, von Helden voll der Ehren, von Müh' und Festlichkeiten, von kühner Ritter Streiten,

<sup>122)</sup> A. R. Hein: Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke. Prag. 1904. S. 223 spricht er von der Bekanntschaft beider Männer, führt aber den Einfluß Spauns nicht weiter aus. J. Bindtner: A. Stifter, Sein Leben und sein Werk. Wien. 1928. S. 210.

<sup>123)</sup> Briefe A. Stifters. Herausgeb. von Aprent. 1, S. 145.

<sup>124)</sup> Bindtner: Stifter S. 210.

<sup>125)</sup> A. Stifter: Witiko (Pest. 1866) 3, S. 304.

von Weinen und von Klagen, viel Wunders möge sagen<sup>126)</sup>. Eine Vollendung des großen Romanplanes Stifters hätte wohl auch seiner Ansicht über das Nibelungenlied festere Form gegeben. Wir müssen uns mit der Feststellung der wenig erfaßbaren, aber tiefen Beziehungen Spauns zu Stifter begnügen.

Spaun hat sich auch nach dem Erscheinen seiner Hauptschrift noch viel mit dem Nibelungenlied, seiner eigenen Theorie und den gleichzeitigen mittelalterlichen Dichtungen beschäftigt. Einen Versuch, den Standpunkt, den Gervinus<sup>127)</sup> und Lachmann einnehmen, mit seiner eigenen Theorie in Einklang zu bringen, bedeutete Spauns Aufsatz „Der gegenwärtige Stand der Forschungen über die Heimath und den Dichter des Nibelungenliedes. Von der Österreichischen Donau“<sup>128)</sup>. Spaun beruft sich auf das Urteil Schlossers und wirft Gervinus „Mangel an klarer Einsicht in den Zusammenhang der Dinge in Österreich und Bayern“<sup>129)</sup> vor, da er „Lachmann als die Hauptautorität in Betreff der Erklärung des Nibelungenliedes“ ansehe. Die von Simrock veranstaltete Ausgabe der „20 Lieder von den Nibelungen, nach Lachmanns Andeutungen wiederhergestellt“ (1840) verurteilt er unter Berufung auf v. d. Hagen (Germania IV). Spaun sieht in der wissenschaftlichen Behandlung der Frage durch Lachmann nur die Handlung eines einseitigen Patriotismus! Vier Jahre nach dem Erscheinen seiner Nibelungenabhandlung äußert Spaun seine „Gedanken über Geschichte, Kunst und eine vaterländische, historische Malerschule“<sup>130)</sup>, die in eine Besprechung der bisherigen Nibelungenillustrationen münden und in den Aufruf, Österreichs Geschichte in den Nibelungenbildern darzustellen. Angeregt wurde dieser Aufsatz Spauns durch einen Streit über die Frage, ob das Publikum ein Bedürfnis nach historischen Darstellungen habe<sup>131)</sup>. Nach kurzen Betrachtungen über den erzieherischen und sittlichen Wert der Kunst und der Geschichte, die ihm beide im Nibelungenlied vereint erscheinen, geht er auf die Textillustrationen über, die den Ausgaben von G. O. Marbach (Leipzig. 1840) und G. Pfitzer (Cotta. 1843) beigegeben sind. Beide entsprechen seinen Anforderungen nicht. Weder Schnorr von Carolsfeld noch Eugen Neureither, die die Cottasche Ausgabe illustrierten, scheinen ihm den rechten Ton getroffen zu haben, noch Bendemann, Hübner, Rethel und Stilke, die die Zeichnungen zu der Wigandschen Veröffent-

<sup>126)</sup> Ebendort 3, S. 407.

<sup>127)</sup> Gervinus: Geschichte der epischen Nationalliteratur der Deutschen. Leipzig. 1835—1842.

<sup>128)</sup> Wiener Zeitung vom 7. und 8. Juni 1842. Separatabdruck.

<sup>129)</sup> Ebendort S. 3.

<sup>130)</sup> Oberösterreichisches Jahrbuch 2 (1845) S. 212—242.

<sup>131)</sup> Allgemeine Zeitung. 1844. 8. März; Kunstblatt 4 (1844).

lichung lieferten. Spaun verlangt vom Künstler, der das Nibelungenlied darstellen will, die Kenntnis des Gedichtes in der Ursprache, historisch getreue Darstellung der Kostüme, Architektur und Gerätschaften und schließlich die Einheitlichkeit in der Auffassung der einzelnen Charaktere. — Ich habe diesen zeitlich entfernten Aufsatz hieher gestellt, da er die Intensität der Beschäftigung Spauns mit dem Nibelungenlied beweist.

Im Jahre 1841 veröffentlichte Spaun „Ein Fragment des Nibelungen-Liedes aus dem dreizehnten Jahrhundert“<sup>132)</sup>. Spaun stellt die Vorgeschichte dieses Bruchstückes dessen Abdruck voran. Das Fragment umfaßt die Strophen 1390—1425, besteht aus einem Pergamentblatt Folio und wird jetzt im oberösterreichischen Landesmuseum aufbewahrt. Die Handschrift wird mit M. (früher L.) bezeichnet<sup>133)</sup>. Inhalt des Bruchstückes ist die Szene bei Rüdiger von Bechelarn. v. d. Hagen gab die Beschreibung dieser Handschrift im Aufsatz „Nibelungen“<sup>134)</sup> und druckte das Bruchstück mit Erklärungen ab in der „Germania“ (V, 1—11).

Die zweite umfassende literarhistorische Arbeit, die Spaun in Angriff nahm — und die wieder in engstem Zusammenhange mit seiner Ansicht über das Nibelungenlied steht — ist die Abhandlung über „Österreichische Heldensagen“<sup>135)</sup>. Spaun verstand darunter nicht „nur jene, welche erdichtete oder geschichtliche Begebenheiten erzählen, die sich in unseren Gegenden zugetragen haben sollen, wie Piterolf und Laurin, sondern auch die, worin gotische, langobardische, nordische und fränkische Sagen auf solche Weise bearbeitet wurden, daß durch die Zusammenstellung, die Einflechtung heimatlicher Interessen, wie Verherrlichung eingeborener Geschlechter, Hervorhebung unserer Örtlichkeiten, klar wird, daß der Dichter unseren Gegenden angehört habe“<sup>136)</sup>. Hier klappt ein Widerspruch, denn gleich darauf vertritt Spaun die Ansicht, daß die Lokalisation der Sage und ihrer Begebenheiten sich nicht mit der Heimat des Dichters decke. Er verwischt den Trennungsstrich zwischen Sage, Dichtung und Dichter. Während er bei der Behandlung des Nibelungenliedes Lied und Sage und deren Entstehungsland scharf scheidet, sich mit der Frage nach der Heimat der Sage gar nicht befaßt, läßt er nun auch die Heimat des Dichters als ausschlaggebend für die landesmäßige Bestimmung einer Sage gelten. Das Ziel dieser Abhandlung aber ist, Zusammenhänge zwischen

<sup>132)</sup> 5. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Linz. 1841. S. 41.

<sup>133)</sup> Muth: Abhandlungen der Wiener Akademie phil. hist. Klasse. 89, S. 66/72.

<sup>134)</sup> von der Hagens Germania 4, S. 12.

<sup>135)</sup> Musealblatt 1842. Nr. 11/16, 29/35; 1843. Nr. 33/4, 36; 1844. Nr. 1/3, 5/6, 9, 11, 14/16.

<sup>136)</sup> Musealblatt 1843. Nr. 36.

historischen Geschlechtern und Gestalten der Dichtung aufzufinden. Spaun wollte die österreichische Geschichte im einzelnen als Hintergrund für die einzelnen Gestalten der mittelhochdeutschen Dichtungen nachweisen. Wie sehr ihn dieser Gedanke beschäftigte, zeigt eine Briefstelle vom 19. Juli 1845 an Chmel: „Vorzüglich interessant erschien es mir, den Zusammenhang der Grafen von Wels und Lambach mit den Agilolfingern, den Chiem- und Salzburggauern, den Ottokaren und Andechs- wie auch mit den Stiftern von Tegernsee nachzuweisen und auf den Kreis jener deutschen Heldensagen aufmerksam zu machen, in dem diese Geschlechter verflochten sind“<sup>137</sup>). Nach dem Zeugnis Stifters<sup>138</sup>) hat Spaun ein Werk über diese Frage geplant, war jedoch bei der Arbeit vom Tode überrascht worden. Von den Vorarbeiten konnte ich nichts auffinden.

In den „Heldensagen“ behandelt Spaun die Dichtungen „Piterolf und Dietlieb“ und „Dietrichs Ahnen und Flucht“. Er bringt die Inhaltsangaben beider Dichtungen, untermischt mit Textstellen. Zur Grundlage dient ihm das Heldenbuch von v. d. Hagen (1820). Spaun wendet sich im ersten Teil besonders scharf gegen Gervinus und Grimm, die dem Biterolf keine Bedeutung zukommen ließen. Während Grimm den historischen Kern der Biterolfsage im Zuge der Hunnen nach Worms sieht, faßt Spaun als geschichtliche Grundlage die Gründung der Burg zu Steyr auf. Die Gestalt Rüdigers von Bechelaren, die zum Repräsentanten deutscher Fürstentugend gemacht wird, löst für Spaun jeden Zweifel, wo die Quelle des Sagenkreises zu suchen ist. Diese Ansicht steigert er im zweiten Teil der Abhandlung zum Grundsatz<sup>139</sup>): „Wird in einem Gedicht Rüdiger oder Dietlieb hervorgehoben, so ist Österreich oder Steiermark die Heimat des Dichters, stehen die Helden von Meran im Vordergrund, so wurzelt die Dichtung in diesem Geschlecht, im Gebiete des Hauses Andechs.“ Spaun benützt also eine genealogische Beobachtung als Kriterium für die Heimat des Dichters — oder der Sage. Hier zeigt sich wieder die schon oben erwähnte Unklarheit, die durch das Ineinanderfließen grundlegender Begriffe — Sage und Dichtung mit ihrem Verhältnis zum Dichter — entstanden ist. Zum ersten Kreis rechnet er das Nibelungenlied, die Klage, die Dietrichepen und die Rabenschlacht, zum zweiten König Rother, Ortnit, Hug- und Wolfdietrich. Nun führt er aber auch die strenge Scheidung der Dichtungen nach den in ihnen verherrlichten Geschlechtern durch: a) die Dynastien an der Donau: die Herren von Wels und Lambach, die Ottokare, die Grafen von Pütten, Peilstein, Burghausen und die

<sup>137</sup>) Brief aus dem Stiftsarchiv St. Florian.

<sup>138</sup>) A. Stifters Nachruf auf A. v. Spaun: Augsburgs Allgemeine Zeitung vom 7. November 1849. Beilage zu Nr. 113.

<sup>139</sup>) Musealblatt 1844. Nr. 14.

<p>Ob er ewig wolle viltich vrenne min.      so wold ich sine senden nach der vunden din.      Di minne vndelet in dir vngun lant.      Di gote vil lere hies er vngun lant.      Si ilre harte balde di der ehvnech sag.      bi der ehvngunne er sag in beiden das.      Si soldn bote werde in dir vngun lant.      do hies er in bereite harte heulich gewant.      Vier vñ zwentich vechen bereite in dir ehleit.      och wart in von dem ehvngunne di boelchalt gelaet.      In si dar laden solden h vngun vñ di hie ma.      C dir vrowe si sonder gesproechn began.      Do spch d ehvnech vnech ich sag in w vnt.      ich eubire minne vrwunden den lip vñ alles got.      das si geroehu vren h in minn vnt.      ich hant so lieber gehe harte vnech nach vnt.      vñ op si minne wille ihr wellen began.      di C magt das si des vnt eulau.      In ehvngun an dem sume vñ mit hogesir.      wande vil d minne wunte an minne ehvngun lant.      So spch d vnechere d stolke swem melin.      vnechere sol wer hogesir in dir lanten sin.      Das nu das werten vñ vewendn ehvnen der gelag.      do spch d ehvnech erle zen nehtan son wendn er.  <b>W</b>ir von swas ir gebietet spch do w vnt.      in ehvngun hie bar lip di ehvngun.      Dringen togenlehtn das si di bote gespoh.      das vil mangem deute sit vnech liebes geselach.      Si spch zen bote beiden in diener muohel got.      das ir minne wille vil g vnt er.      In sagt swas ich eubire hant in vnt lant.      ich nach wch g vnt vnech vñ got in hiech gewant.      In swas ir minne vrwende im muohel gesah.      zewoz magt in dem vnech dñ sit in vnt vnt.      Das ir noch nie gesaget betrober minne got.      in sagt minne dienest den beiden ehvngun vnt got.</p>	<p>Ditter das si lehtn das C vnt ges.      vñ mich da nure sehiedn vñ all min lant.      Di h vnt wellen wene das ich sine vrwunde li.      ob ich am rit were ich ehvngun vnt wene li.      In sagt och C vnter das edn vnt mi.      das in xer werde holden vnt in muohel lant.      Ditter das er hie bisse h in dir lant.      vnt beste vnt wende das vnt xer si gewant.      So sagt och C vnter he d vnt wol gedunche dar an.      Das ich vo sine lanten sine lere des muohel.      Des sehu in vnt erle die vnt vnt.      ich her in hie vnt erle die vnt si sine lant.      Sagt och minne muohel die vnt di ich hie.      vñ op vo d vnt erle vnt der vnt.      Wer si d vnt erle wilen durch di lant.      dem sint di vnt erle vnt erle hie vnt vnt.      Di vnt in der vnt erle vnt d vnt erle.      das si vo d vnt erle vnt erle lant.      In lant di dem vnt erle vnt in der lant.      mit in was nure d vnt erle vnt erle.      D vnt vñ boelchalt was in in g vnt.      si vnt g vnt vnt vñ muohel lant erle.      In lant gab in erle vñ och in lant erle vnt.      in was vo vnt erle vnt erle vnt erle vnt.  <b>D</b>o erle vñ d vnt erle sine vnt lant.      do lant di hie vnt erle vnt erle vnt erle.      In vnt erle hant in lant er vnt vnt erle vnt.      In vnt erle hant in lant erle vnt erle vnt erle.      In vnt erle hant in lant erle vnt erle vnt erle.      In vnt erle hant in lant erle vnt erle vnt erle.      In vnt erle hant in lant erle vnt erle vnt erle.      In vnt erle hant in lant erle vnt erle vnt erle.      In vnt erle hant in lant erle vnt erle vnt erle.</p>
---	---

Das Linzer Bruchstück der Nibelungen - Handschrift M, Um 1300. (Oberöstrerr. Landesmuseum.)

Babenberger gehören zum ersten Kreis; b) die Herren von Meran und das Haus Andechs sind die Vorbilder des zweiten Kreises. — Schon in seiner Abhandlung über das Nibelungenlied hat Spaun Heinrich von Ofterdingen als Verfasser des Nibelungenliedes, der Klage, des König Laurin und des Biterolf genannt, auch jetzt stellt er diese Behauptung auf, schwächt sie jedoch ab, indem er für Biterolf mindestens einen Dichter aus der Schule Ofterdingens annimmt. Er sieht in der Sprache, der Charakterzeichnung, der Auffassung der Helden und der Gegenstände Stützen für seine Annahme. Ofterdingen hat nach Spauns Ansicht zuerst den Biterolf, dann das Nibelungenlied gedichtet und am Schlusse seines Lebens den König Laurin geschrieben, dessen Handlung in Steyr beginnt, wo die Handlung des Biterolf endet. Dabei nimmt Spaun eine enge Beziehung zwischen Ofterdingen und den Herren von Steyr an, da sie nächste Nachbarn genannt werden können. Die Hinfälligkeit dieser Anschauungen ist schon durch die früheren Darlegungen erwiesen. Als Verfasser der Dietrichepen vermutet Spaun, ohne dies streng zu begründen oder auszuführen, Rapoto von Falkenberg, dessen Minnestrophen verloren gingen. Auch hier, wie bei Heinrich von Ofterdingen und dem Nibelungenlied liegt ein Werk ohne Dichter und ein Dichter ohne Werk der Vermutung zugrunde. Spaun stellt schließlich in dieser Abhandlung das Unentrinnbare des antiken Fatums, das traurige Dahinleben im Reich der Schatten den edlen menschlichen Eigenschaften der deutschen Helden und ihrem Gottes- und Zukunftsglauben gegenüber und sieht den Wert der deutschen Kunst in der wahren Empfindung und Gefühlsäußerung, die ein Übertreffen der antiken Vorbilder ermöglichen.

In den Zusammenhang der Arbeiten über österreichische Heldensagen gehören auch Spauns Abhandlungen über die Rabenschlacht und die Klage, die er beide in den Rüdiger-Dietliebkreis hineinstellt, beide als Dichtungen Heinrichs von Ofterdingen anspricht.

Im Jahre 1846 erschien „Die Rabenschlacht. Eine deutsche Heldensage in Österreich im dreizehnten Jahrhundert. Erzählt und erläutert von A. Ritter v. Spaun“<sup>140)</sup>. Spaun hatte erst im Titel geschrieben: „Eine deutschösterreichische Heldensage.“ Die Zensur hat dies jedoch politisch anstößig gefunden (!) und so mußte Spaun „Deutsche Heldensage in Österreich“ schreiben.

Spaun gibt zuerst eine Inhaltsangabe, an die er seine Bemerkungen anschließt. Das Interessanteste, das er in dieser Schrift bietet, ist seine Ansicht über den Dichter: „Piterolf, das Nibelungenlied, die Klage, Dietrichs Ahnen und Flucht, wie die Rabenschlacht

<sup>140)</sup> Gedruckt in den „Beiträgen zur Landeskunde“ Linz. 1846. S. 366—444.

sind offenbar Dichtungen, welche durch ihre Auffassung, Darstellungs- und Empfindungsweise zur Annahme nötigen, daß sie hervorgegangen sind aus der Individualität eines Dichters aus einer bestimmten Zeit, die sich in ihnen abspiegelt, aus einer bestimmten Gegend, die mit ihren geschichtlichen Erinnerungen den alten Sagenstoff auffrischte, dem alternden Baum der Sage neue Blüten entlockte<sup>141)</sup>. Dieser Satz ist der letzte Gipfel und der zusammenfassende Abschluß der Forschungen Spauns auf literarhistorischem Gebiet. Spaun gibt allen Gedichten, die er in den Rüdiger-Dietliebkeis hineinstellt, den gleichen Dichter: Heinrich von Ofterdingen, der dadurch zum Sänger des Dynastienkreises an der Donau gestempelt wird. Einzelkritische Forschungen, Quellen- und Textkritik treten zurück vor der für Spaun überzeugenden Kraft der inneren Merkmale. Spaun bringt keine Belege, er gibt nur Vermutungen und Versuche, die er aber als Gewißheit hinstellt, angefangen vom Nachweis der Ofterdingen bis zur breitesten Schlußfolgerung der Verfasserschaft Heinrichs an den oben aufgezählten Dichtungen.

1848 gab er als letzte literarhistorische Arbeit eine Abhandlung heraus über „Die Klage. Ein deutsches Heldengedicht des zwölften Jahrhunderts. Erzählt und erläutert von A. Ritter von Spaun. Pesth. 1848. Verlag bei Gustav Heckenast.“ Die Wahl des Verlegers geht auf Stifters Vermittlung zurück, der schon am 3. August 1847 an Heckenast schrieb: „Eine neue Erwerbung habe ich für Sie gemacht. Anton Ritter von Spaun, hiesiger landständischer Syndikus, ist vielleicht geneigt, seine Schriften bei Ihnen zu verlegen“<sup>142)</sup>.

Spaun nimmt an, daß die Klage 10 oder 20 Jahre vor dem Nibelungenlied gedichtet worden sei, kommt dadurch zur Vermutung, die Klage sei eine Früharbeit Heinrichs von Ofterdingen, eine Ansicht, die er aber nicht mehr mit derselben Kraft und Überzeugung vertritt wie noch in seiner Schrift über die Rabenschlacht.

Spaun fehlte eben für die Erforschung des Gebietes, dessen Erhellung er sich zur Aufgabe gemacht hatte, vor allem die von Kritik bestimmte Arbeitsweise und sodann die wissenschaftliche Schulung. Spaun war kein kritischer Geist: er prüfte nicht, sondern er nahm, was er fand, mit Begeisterung auf. Ihm fehlte aber auch das Fachwissen, das er bei denen, die es hatten, übrigens mit Hartnäckigkeit angriff. Spaun war Jurist und Verwaltungsbeamter, der sich in seinen freien Stunden mit literarischen Fragen beschäftigte, aus Liebhaberei zum Stoff und aus Liebe zur Heimat. Und damit ersetzte er das fehlende Fachwissen: mit seiner Heimatliebe

<sup>141)</sup> Ebendort S. 419.

<sup>142)</sup> A. Stifters Briefe 1, S. 140.

und mit einem wunderbar feinen Ahnungsvermögen. Weil er seine Persönlichkeit einsetzte für seine Überzeugung, deswegen ist uns Spaun in seinen Irrtümern noch bewundernswert, deswegen hört auch der noch auf den Klang seiner Stimme, der den Worten nicht glaubt. Seine Heimatliebe war die treibende Kraft bei seinen Arbeiten, sie führte ihn auf einem weiten Umweg über die strenge Sachlichkeit, allen Schwierigkeiten trotzend, zum vorgesteckten Ziel: der Vermehrung des Ruhmes seines Vaterlandes. Wenn wir aber das Ergebnis seiner Forschung prüfend betrachten, stürzt der einheitliche Bau seiner Arbeit in seinem Grundgerüst zusammen: in dem irrigen Nachweis der Person Heinrichs von Otterdingen, der nach Spaun von zirka 1160 bis zirka 1230 als Sohn Oberösterreichs gelebt haben soll.

Bei seinen Arbeiten war immer das Herz, das Gefühl führend, zum Nachteil des Gebotenen, zum Vorteil des Stils. Stifter urteilt darüber: „Die Darstellungsweise in seinen Schriften reiht ihn den ersten Meistern an; sie ist rein, edel, würdevoll, tief, klar, fließend, aus den Anschauungen einer großen Seele kommend und zu dem innersten Herzen sprechend. Mir drangen seine Arbeiten, ehe ich selber ihn persönlich kannte, mit der schönen Ruhe Herderscher Darstellung ins Gemüt“<sup>143</sup>).

Als Anerkennung für seine Forschungen wurde Spaun gleich nach der Gründung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, 1848, zu ihrem korrespondierenden Mitglied ernannt. Anton Schrötter hielt in der ersten feierlichen Sitzung nach dem Ableben Spauns, am 2. Februar 1852, Spaun einen Nachruf, in dem er sein literarisches Schaffen den „Ausdruck seiner innigsten Gefühle; seiner liebevollen, humanen Gesinnung und vor allem seiner warmen Vaterlandsliebe“ nannte<sup>144</sup>).

Neben dem großen Kreis der Heldenepen fesselten die österreichischen Volksweisen das Interesse Spauns dauernd. Ich habe schon erzählt, wie Spaun 1827, als er in den Ferien im Salzkammergut weilte, den Volksweisen nachspürte und 1828 eine Abhandlung über Volksmusik schrieb, die aber verlorengegangen ist. Auch die Bedeutung der Volksweisen als Stütze für seine Nibelungentheorie habe ich schon erwähnt. 1843 schrieb nun Spaun eine Abhandlung über „Die österreichischen Volksweisen“, abgedruckt im „Album aus Österreich ob der Enns“. Linz. 1843. S. 349—371.

Dieses Album war die Verwirklichung des schon lange gehegten Planes, ein oberösterreichisches Taschenbuch herauszugeben.

<sup>143</sup>) A. Stifter: Allgemeine Zeitung. 1849. Beilage zu Nr. 113.

<sup>144</sup>) Die feierliche Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am 29. Mai 1852 (Wien. 1852).



Das Verzeichnis der Mitglieder nennt neben vielen anderen: Grillparzer, Hammer-Purgstall, Stifter und Stelzhamer. Spaun lieferte für das Album den schon genannten Aufsatz über „Die österreichischen Volksweisen“. Er geht von dem Gedanken aus, daß Zivilisation und Verfeinerung der Menschheit große Opfer kosten und daß mit der wachsenden Entfremdung der ursprünglichen Gefühle „die Sehnsucht nach dem Verlorenen“ immer größer wird. Das Gemütsleben, die Empfindungsweise eines Volkes vermißt er in der Staatengeschichte, ihren vollsten Ausdruck sieht er in den alten Volksmelodien, die sich in ihrer Ursprünglichkeit erhalten haben. Sie drücken Stimmung und Charakter des einzelnen Volkes in geprägter Eigenart aus. Die vorliegende Abhandlung beschäftigt sich mit Alter und Heimat der österreichischen Volksweisen. Im ganzen deutschen Sprachgebiet findet Spaun nur im südöstlichen Deutschland die wahren, alten Volksweisen. Österreich ist die Heimat dieser Melodien. Im österreichischen Gebirge entwickelte sich in alten Zeiten das regste Leben. Die Berge gaben im Salz- und Metallbau den Lebensunterhalt, sie waren der Zufluchtsort und die Stätte der Rettung für das alte Volksgut in den Zeiten der Völkerwanderung und wilder Kriegsstürme. Hier blieb das heimische Leben unverfälscht erhalten.

Den nächsten Abschnitt widmet Spaun der alten griechischen Volksmusik. Er spricht von ihrer charakteristischen Stammeseigenart, von dem jeder Stammesweise zukommenden Stimmungsinhalt. Gebundenheit in Harmonie, Melodie und Rhythmus und deren Beschränktheit zeigen griechische und österreichische Volksweisen gemeinsam.

Das Gebirge sieht Spaun als die Heimat der österreichischen Volksweisen an. Die von ihm generell angenommene Gleichheit des Rhythmus im Nibelungenlied und in den Volksweisen ist ihm Zeuge für das — mindestens nachweisbare — Alter der Melodie. Weiters gibt Spaun eine Erklärung des Wortes „Schnadahüpfel“ aus „Schnattern“ und „Hüpfen“<sup>145)</sup>. Er teilt die Weisen in 2 Gruppen: die eine, die die Tanzweisen im geschlossenen Raum umfaßt, die andere, der die im Freien gesungenen Lieder zuzuzählen sind. Er trennt damit die Schnadahüpfel von den Almern und Jodlern. Spaun schließt diese Abhandlung mit dem Vorsatz, die lebenden Weisen in ihrer Frische in musikalische Zirkel einzuführen, „die verwöhnt sind, vorzugsweise den Verzerrungen der Leidenschaften in Worten und Tönen zu huldigen“<sup>146)</sup>.

Zwei Jahre später erschienen „Die österreichischen Volksweisen, dargestellt in einer Auswahl von Liedern, Tänzen und

<sup>145)</sup> Vgl. Anm. 104.

<sup>146)</sup> Album aus Österreich ob der Enns. 1843. S. 371.

Alpenmelodien, gesammelt, herausgegeben und allen Deutschen gewidmet von Anton Ritter von Spaun. Wien. 1845. Verlag der Jasperschen Buchhandlung“.

Schon 1844 hatte Spaun „Über die Orthographie unsrer Volkssprache“<sup>147)</sup> geschrieben und die Anregung gegeben, die Schreibung der Mundart möglichst der übrigen Schriftsprache anzugleichen, um unsere Lieder allen Deutschen zugänglich zu machen. Er beleuchtete in diesem Aufsatz kurz die verschiedene Schreibung der Vokale, ohne eine Lautlehre oder auch nur einen kleinen Abriß davon zu geben. Er wollte damals nur auf den üblen Zustand hinweisen, der sich herausgebildet hatte, indem jeder Mundartdichter die Sprache anders niederschrieb. Angleichung an die Regel und dadurch erzielte allgemeine Verständlichkeit wollte Spaun anregen und danach führte er die Lautgebung seiner österreichischen Volksweisen durch. Die Durchsicht der Melodien übernahm Professor Fischhof, die Texte überprüfte Franz Stelzhamer. „Beide wurden aufs angenehmste davon berührt und stimmten im Lobe dieser Volksweisen überein (wenn sie gleichwohl nicht unberücksichtigt ließen, daß der größere Teil des Zaubers in den von ihnen gehörten Liedern dem ‚unvergleichlichen Vortrage‘ von Dero Fräulein Töchtern zuzuschreiben sey)“<sup>148)</sup>. Spauns Briefe aus Salzburg an seine Gemahlin Henriette<sup>149)</sup> zeigen, daß Spauns Töchter Henriette und Marie auch in Adelskreisen Schnadahüpfel vortrugen. Jaspers Stelle von dem „unvergleichlichen Vortrage von Dero Fräulein Töchtern“ beruht wohl auf einer kleinen Bosheit Stelzhamers gegen Spaun: Stelzhamer war auf seine Dichtungen in der Mundart sehr stolz und haßte besonders die „Volksthümelei und Volksdichterei“. In einem gleichbetitelten Gedicht<sup>150)</sup> heißt es:

„Jetzund is s' Bauernspieln  
 Unter d'Herrn gefahrn;  
 Do das Gsicht! wanns s' in Ernst  
 Ain sein müeßten dö Narrn.“

Sein Bauernstolz regt sich. Nicht als Spiel will er das Leben seines Bauernvolkes aufgefaßt wissen:

„Uenser Arbát mueßt than habn  
 Und thailt ünsa Plag,  
 Äften hast árá Wissenschaft  
 Von an schen'n Tag.“

<sup>147)</sup> Oberösterreichisches Jahrbuch 1 (1844) S. 66—184.

<sup>148)</sup> Brief Jaspers an A. Spaun vom 21. März 1844. Im Besitz von Erwin v. Spaun.

<sup>149)</sup> Kummer S. 103.

<sup>150)</sup> Fr. Stelzhamer: Neue Gedichte in oberdenensischer Mundart. Regensburg. 1846. S. 161 und 180.

Stelzhamer glaubte wohl auch nicht ganz an die Echtheit der volkstümlichen Gefühle und Interessen Spauns, und Jasper drückt sich vermutlich milde aus, wenn er in dem Brief vom 9. April an Spaun schreibt<sup>151)</sup>: „Herr Stelzhamer lächelte etwas ungläubig zum bescheidenen Vergleich des Gesanges zwischen Ihren Fräulein Töchtern und dem der ‚Bauernmädchen von Traunkirchen‘.“ Über weitere Beziehungen Spauns zu Stelzhamer konnte ich nichts in Erfahrung bringen.

Die „Österreichischen Volksweisen“ umfassen 44 Lieder, 36 Tanzweisen (Original-Landla) und 21 Alpenmelodien (Almer). Sie stammen in ihrer größten Zahl aus Oberösterreich und stellen in dieser Art, durch den Klaviersatz für das breite Publikum berechnet, die erste Sammlung und Ausgabe österreichischer Tonweisen mit ihren Texten überhaupt dar. Den großen Einfluß, den Spauns theoretische und praktische Arbeit am Volkslied ausübte, zeigt die Tatsache, daß, nachdem das Buch 1882 seine zweite Auflage erlebte, seine Abhandlung „Die oberösterreichischen Volksweisen“ (1843) im Jahre 1896 noch einmal gedruckt wurde als „Flugschrift zur Kenntnis und Pflege des deutschen Volksliedes. Herausgegeben von dem deutschen Volksgesangvereine in Wien“. Das erste Heft bringt „Das österreichische Volkslied. Von weiland Anton Ritter von Spaun. Mit einem Nachrufe von Adalbert Stifter; Wien. 1896“. Der Stiftersche Nachruf ist der schon mehrfach zitierte Nekrolog auf Spaun aus dem Jahre 1849.

Über die Heldenepen und die Volksweisen handeln Spauns größere Arbeiten, neben denen er noch eine Anzahl kleinerer Aufsätze schrieb. Kunst und Kulturgeschichte neben einigen allgemeinen Betrachtungen begrenzen das Stoffgebiet.

Der erste kunstgeschichtliche Aufsatz handelt über die „Die Schaubergischen Grabmäler zu Wilhering“<sup>152)</sup>. Unter dem gleichen Titel hatte Stülz vorher<sup>153)</sup> über die Geschichte des Schaubergischen Geschlechtes geschrieben. Spaun betrachtet die Grabmäler in der Klosterkirche zu Wilhering vom kulturhistorischen Standpunkt. Er bespricht das Alter der Denkmäler und nimmt entschieden Stellung gegen das unbedingte Hervorheben künstlerischer Werte an Denkmälern christlicher Kunst. „Der Altar für das Stift Hohenfurt von dem Bildhauer Franz Schneider in Linz“<sup>154)</sup> bildet den Gegenstand von Spauns nächster Betrachtung als Kunstkritiker. Spaun wendet sich in diesem kurzen Aufsatz gegen den

<sup>151)</sup> Im Besitz von Erwin v. Spaun.

<sup>152)</sup> Musealblatt 1841. Nr. 34.

<sup>153)</sup> Musealblatt 1841. Nr. 32/33.

<sup>154)</sup> Linzer Zeitung vom 14. Juni 1843.

„sogenannten neu-romantischen Geschmack“ und begrüßt diesen Altar, der im gotischen Stil gearbeitet ist, als Loslösung von den starren Formen der kirchlichen Kunst. 1834 stellt Franz Pausinger im Gebäude des innerösterreichischen Industrievereines 18 Tafeln aus, eine Nachbildung eines Fensters der Kirche auf dem Nonnberg in Salzburg. Spaun benützt die Besprechung dieser Ausstellung in seinem Artikel „Die Glasgemälde des Herrn Franz Pausinger“<sup>155)</sup> noch einmal dazu, dem „alten deutschen Styl“ gegen das „Schnörkelwerk des neu-römischen Geschmacks“ den Vorzug zu geben. Der Hauptinhalt des Artikels besteht in einer Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Glasmalerei. 1844 schreibt Spaun eine „Bilderschau“<sup>156)</sup>, die als eine Art laufende Erklärung der vom Museum erworbenen Bilder geplant ist. Josef Freiherr von Rumerskirch hatte dem Museum ein Ölgemälde geschenkt mit der Darstellung adeliger Lustbarkeiten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Spaun liefert eine in alle Einzelheiten eingehende Beschreibung des Bildes und spricht am Schluß der Abhandlung Vermutungen aus über die auf dem Bild dargestellte Gegend, ohne aber eine genaue Angabe machen zu können.

Schon bei der Schilderung der Jugend Anton Spauns habe ich seine Zeichenbegabung erwähnt, die ihn nun zur Betrachtung und Kritik von Kunstwerken befähigte, ich habe auch von seinen Beziehungen zu Schwind gesprochen, die sich in dieser Zeit wieder enger gestalteten. 1846 wurde der große ständische Sitzungssaal des Landhauses in Linz erneuert. Anton Spaun benützte diesen „Anlaß zu dem Antrage, den ehemaligen Ständesaal mit den marmornen Pfeilern und Bogenfenstern durch Gemälde aus der Landesgeschichte auszuschnücken“<sup>157)</sup>. Ein Ständebeschuß vom 16. November 1846 gab diesem Plane seine Zustimmung. Spaun brachte Schwind als ausführenden Künstler in Vorschlag, der auch angenommen wurde<sup>158)</sup>. Der Landtag vom 7. Juli 1847 faßte jedoch, da man sich in der Geldfrage nicht einigen konnte, den Beschluß, mit dem Ersuchen um Genehmigung des Planes einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten. Es kamen aber nun die politischen Verwickelungen dazwischen — dieser Landtag war der letzte der Stände in seiner alten Zusammensetzung — und der Plan kam nicht weiter in Anregung. Die Verhandlungen Spauns mit Schwind hatten jedoch schon zur Ausarbeitung von zwei Entwürfen zur Ausschmückung

<sup>155)</sup> Musealblatt 1843. Nr. 29/30.

<sup>156)</sup> Musealblatt 1844. Nr. 30/31; abgedr. in den „Beiträgen zur Landeskunde“ Linz. 1846. S. 445—468.

<sup>157)</sup> Stauber: Ephemeriden S. 136.

<sup>158)</sup> F. Nicoladoni: Schwind und seine Beziehungen zu Linz. Linzer Tages-Post, Unterhaltungsbeilage 1904, Nr. 4—6.

des Landhauses geführt<sup>159</sup>). Schwind selbst gab eine Erklärung der Entwürfe<sup>160</sup>), uns interessiert besonders ein Brief Schwinds an Gaisberger aus München vom 3. März 1852<sup>161</sup>): „. . . Wollen Sie unter den österr. Seits im Vordergrund sitzenden, den wackeren Dichter Kenner, dabei stehend den seligen Anton Spaun, und in dem dritten den Graf Barth erkennen — gut“<sup>162</sup>). Schwind wollte also hier das Andenken Spauns, der Linz zu einem berühmten Kunstwerk verhelfen wollte und dem Linz und ganz Oberösterreich auch heute noch eine Dankesschuld abzutragen hat, auf seine Art festhalten. Das Museum in Linz besitzt noch Porträtkarikaturen (weiße Scherenschnitte mit Innenzeichnung in Tusche) auf Anton und Josef Spaun von Schwinds Hand. Schwind wollte Anton Spaun nach dessen Tod noch einen letzten Liebesdienst erweisen. In einem Brief vom 5. März 1850 schreibt er an Schober: „Anton Spaun, in Kremsmünster begraben, soll ein kleines Monument gesetzt werden. Ich habe mich erboten, da das Geld für eine Figur zu wenig ist, mit einem Freskobilde beizutragen, bekomme aber keine Antwort“<sup>163</sup>).

An dieser Stelle soll nun im Rahmen der vollständigen Darstellung der Abhandlungen Spauns seine Schrift Platz finden über die „Lebensbeschreibung des Johann Georg Adam Freiherrn von Hoheneck, Herrn zu Schließberg, Prunhof, Trateneck, Gallspach usw.“<sup>164</sup>). Spaun verlas diese Abhandlung in der 7. General-Versammlung des Museums Francisco-Carolinum am 2. August 1841. Der Anlaß zur literarischen Beschäftigung mit der Gestalt des berühmten und verdienten oberösterreichischen Genealogen führt uns in das Jahr 1833 zurück. Seit 1815 wurde die Adelsmatrikel des Herren- und Ritterstandes von Oberösterreich neu aufgestellt. Diese Arbeit stieß aber auf große Schwierigkeiten, da beim großen Brande vom Jahre 1800 die wertvolle Bücherei und die Genealogie Streins von Schwarzenau in Flammen aufgingen<sup>165</sup>). Hoheneck hatte in seinen Schriften die genealogischen Werke Streins von Schwarzenau teils persönlich nachgeschrieben, teils unter seiner

<sup>159</sup>) In der o. ö. Landesgalerie in Linz.

<sup>160</sup>) Holland: Schwind S. 161; *Klassiker der Kunst* 9, S. 545.

<sup>161</sup>) Brief im Stiftsarchiv St. Florian.

<sup>162</sup>) Dieses Bild wurde als erstes Prämienblatt des o. ö. Kunstvereines im Jahre 1851 herausgegeben (s.: *Oberösterreichisches Kunstleben 1851—1931*. Verfaßt von O. Jungmair. Linz, 1931. Als Beilage nach S. 32 abgebildet).

<sup>163</sup>) Holland: Schwind. S. 129. Das Original befindet sich im Besitz von Emma v. Spaun. Vgl. Anmerkung 59.

<sup>164</sup>) Abgedr. in den Beiträgen zur Landeskunde von Österreich ob der Enns und Salzburg im 6. Bericht des Museums Francisco-Carolinum. Linz. 1842.

<sup>165</sup>) I. Zibermayr: Die Vereinigung des Schlüsselbergerarchivs im Landesarchive zu Linz. *Mitteilungen der Archiv-Sektion d. Zentr.-Komm. z. Erforschung u. Erhaltung der Kunst- und histor. Denkmale* 8 (1911) S. 19.

Aufsicht abschreiben lassen. Hohenecks Schriften waren damit in ihrem Wert an die erste Stelle vorgerückt, den Ständen aber leider nicht zugänglich. Die Stände hatten 1805 und 1809 versucht, die Benützung der Bestände des Schlüsselberger Archives, der Hohenecks Nachlaß enthielt, zu erwirken. Ein Zerwürfnis mit dem Besitzer des Archivs, Ferdinand Maria von Imsland, hatte dies beidemal vereitelt. Spaun vertrat nun 1833 im Verordnetenkollegium den Standpunkt, daß man den Abschluß der neuen Adelsmatrikel nicht vollenden dürfe und könne, ehe man nicht die im Schlüsselberger Archiv von Freiherrn von Hoheneck zusammengetragenen Archivalien benützt habe. Spaun drang nicht nur mit seiner Ansicht beim Verordnetenkollegium durch, er brachte es auch zuwege, daß dieser wertvolle Archivschatz mit Ausnahme des Familienarchivs Hohenecks von den Ständen angekauft wurde<sup>166</sup>).

Als es sich dann bald nach der Gründung des Museums darum handelte, den Grundstock für eine Bibliothek zu schaffen, wurden Teile des ständischen Archivs an das Museum überwiesen. Auch hiebei war Spaun wieder die treibende Kraft. Und so kam denn auch schon im Jahre 1836 der größte Teil der Hoheneckschen Archivalien in den Besitz des Museums. Aus dieser wiederholten und eindringlichen Beschäftigung mit den Werken des großen Genealogen erflöß denn schließlich auch die oben genannte Lebensbeschreibung Hohenecks selbst.

Im folgenden seien noch Spauns Aufsätze aus dem Gebiete der Kulturgeschichte und seine kleineren Abhandlungen allgemeiner Natur behandelt.

Im Jahre 1840 schrieb Johann Weingartner, Dechant zu Wartberg, einen Aufsatz über „Christoph von Haim, Herr zu Reichenstein“<sup>167</sup>). Weingartner hatte das Grabdenkmal dieses Ritters aufgefunden, über das er berichtet, wobei er die vom Volk erzählte Sage über dessen Tod anhängt. Spaun gibt unter dem gleichen Titel die Fortsetzung dieser Abhandlung<sup>168</sup>) mit der Darstellung der Genealogie dieses Geschlechtes, der sich als Schluß eine Abhandlung von Georg Weishäupl mit einer kunsthistorischen Würdigung des Denkmals anschließt<sup>169</sup>). Der Aufsatz Spauns gibt lediglich geschichtliche Darstellungen und Vermutungen. Im selben Jahr erschien von Anton Spaun noch „Der Prozeß um eine Ohrfeige. Ein Beitrag zur Rechts- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts“<sup>170</sup>). Neben dem Abdruck der Urkunden, die sich mit dem anläßlich einer

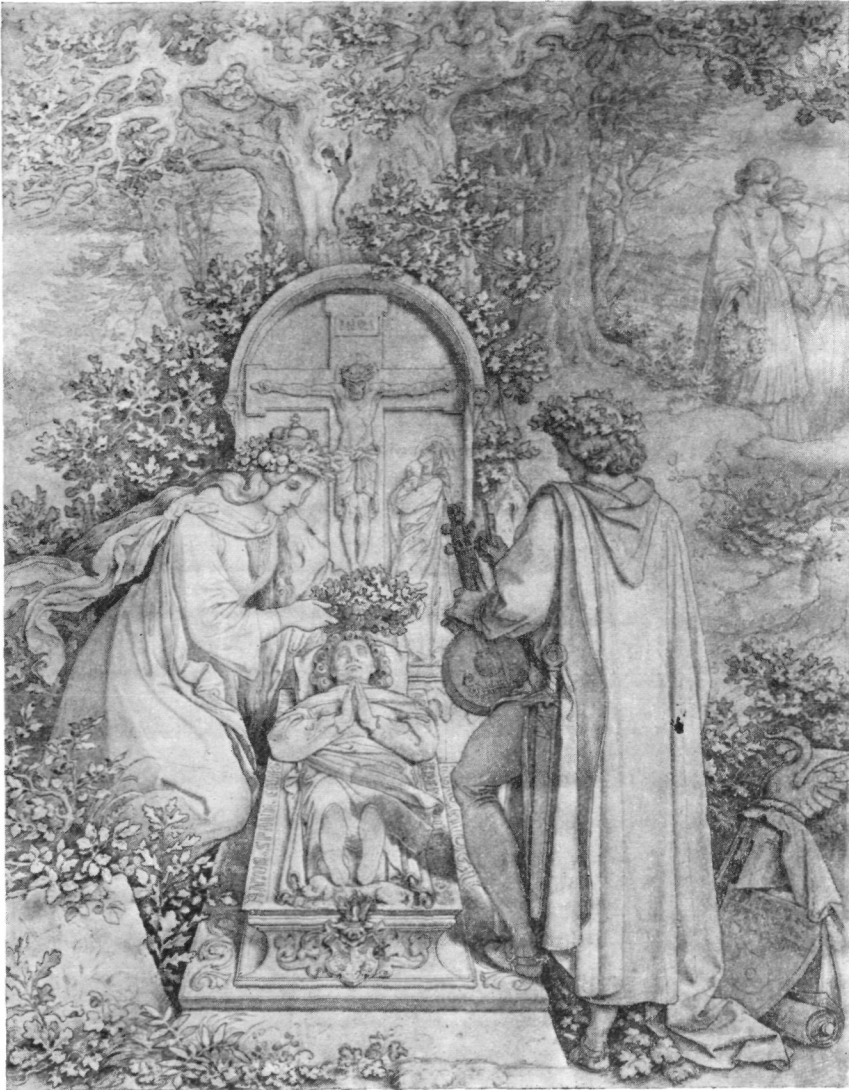
<sup>166</sup>) Ebendort S. 21/22.

<sup>167</sup>) Musealblatt 1840. Nr. 5.

<sup>168</sup>) Musealblatt 1840. Nr. 6.

<sup>169</sup>) Musealblatt 1840. Nr. 7.

<sup>170</sup>) Musealblatt 1840. Nr. 23/24.



Entwurf für ein Grabmal Antons von Spaun.

Nach einer Original-Sepiazeichnung von Moriz von Schwind.

(Im Besitze der Familie Spaun in Wien.)

Hochzeitsfeier in Linz (3. Juli 1588) entstandenen Streit befassen, interessiert uns vor allem seine auch hier — es ist das Jahr des Nibelungenbuches — gebrachte Behauptung: „Die Liederstrophen der Heldensagen und der ritterlichen Minnesinger zur Zeit der Kreuzzüge gleichen den Rhythmen unserer noch üblichen Volkslieder.“

„Die Weltalter. Eine Neujahr Betrachtung“<sup>171)</sup> zeigt Spauns Wertung der Vergangenheit. Sie ist ihm nicht der Ruheplatz seiner Wünsche, die Vergangenheit bedeutet ihm den Wegweiser und Führer in Gegenwart und Zukunft. Seine Abhandlung: „Rococo-Justiz. Ein Beitrag zur Geschichte der älteren peinlichen Gesichtspflege“<sup>172)</sup> bietet neben allgemeinen Gedanken über das Schnörkelwesen der Zopf- und Puderzeit eine kurze geschichtliche Darstellung der österreichischen Rechtspflege. 1843 schreibt Spaun neben kurzen „Miscellen“<sup>173)</sup> die „Betrachtungen über einige Folgen des Maschinenwesens“<sup>174)</sup>, als die er gesündere Wohnungen und bessere Jugenderziehung und Bildung anführt. Der Artikel „Oberösterreichische Dichter im 16. Jahrhundert“<sup>175)</sup> ist ein kurzer Auszug aus Hormayers „Taschenbuch für vaterländische Geschichte“ (1845) mit einem Aufruf, oberösterreichische Volkslieder und Volksweisen zu sammeln und dem Museum einzuschicken. Im Anhang an den Abdruck der Bilderschau bringt Spaun 1846 einen Aufsatz über „Das Lambacher Ritualbuch mit Federzeichnungen“<sup>176)</sup>. Spaun beschreibt die dem Ritualbuch beigegebenen Bilder und geht dann auf die darin erwähnten Gottesurteile ein. Dies führt ihn zu den „Betrachtungen über die in unseren Gegenden üblich gewesenen Gottesurteile“<sup>177)</sup>. Spaun sucht den Ursprung der Gottesurteile im Heidentum und behandelt dann etwas näher das Verhältnis der Kirche zum Gottesurteil. Aus dem Jahre 1848 stammt ein Aufsatz über „Die Verkehrsmittel unserer Gegenden in früheren Jahrhunderten“<sup>178)</sup>. Bemerkenswert wird dieser Aufsatz durch die Nachschrift, die Spaun am 20. März 1848 schrieb und in der er die Bürger ermahnt, die ungewohnte Freiheit vernünftig zu gebrauchen.

Alle hier aufgezählten Aufsätze sind kleine Artikel, ohne Anspruch auf umfassende Gestaltung des Stoffes oder Gründlichkeit der Durchführung, sie sind hauptsächlich zur belehrenden Unterhaltung geschrieben.

<sup>171)</sup> Musealblatt 1841. Nr. 1.

<sup>172)</sup> Musealblatt 1841. Nr. 22.

<sup>173)</sup> Musealblatt 1843. Nr. 5.

<sup>174)</sup> Musealblatt 1843. Nr. 13.

<sup>175)</sup> Musealblatt 1844. Nr. 33.

<sup>176)</sup> Beiträge zur Landeskunde. Linz. 1846. S. 445—468.

<sup>177)</sup> Ebendort S. 469—484.

<sup>178)</sup> 10. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Linz. 1848.



Im Nachlaß Spauns finden sich zwei Gelegenheitsdichtungen (während seine Entwürfe zu den literarhistorischen Arbeiten vollkommen fehlen). Die erste führt den Titel: „Elise in Traunkirchen. Ein ländliches Gedicht mit Illustrationen nach Skizzen ausgezeichneter Künstler, gewidmet zur Feyer des 19<sup>ten</sup> November 1844 dem hochgeborenen Fräulein Elise Freyin von Löhr, von ihrem Verehrer“<sup>179)</sup>. Diese kleine Scherzdichtung erzählt in launiger Weise einige Ferienerlebnisse der Freiin von Löhr, mit der Anton Spaun eben in diesen Ferien Bekanntschaft geschlossen hatte. Das Gedicht ist in oberösterreichischer Mundart und im Versmaß der Schnadahüpfel abgefaßt. Spaun fügt noch eine Melodie, eine Volksweise aus Traunkirchen bei, nach der die einzelnen Strophen zu singen sind. Weder diese rhythmische, oft holprige Form der Sprache, noch die Dialektformung und Niederschrift gewinnen besondere Bedeutung neben der wunderbaren Illustration, mit der Spaun selbst die Handschrift schmückte. Besonders die Kostüm- und Ornamentzeichnung zeugt von der Geschicklichkeit Spauns in seinen Federzeichnungen.

Aus dem folgenden Jahr 1845 stammt die zweite Dichtung: „Der Morgen im Gebirge. Eine ländliche Szene mit Gesang in 3 Akten“<sup>180)</sup>. Der Anlaß zu diesem Stück war die Rückkehr Josef Spauns aus Venedig, wohin er 1845, wie schon einmal früher 1837 im Auftrag der Hofkammer als Lottodirektor hatte reisen müssen. Das Stück, das in Linz im Hause Spaun am 23. November 1845 aufgeführt wurde, hat 3 Aufzüge mit je 6 Auftritten. Ein Sachse, der nach Italien gezogen ist, stürzt auf seiner Heimreise von einem der Berge um Traunkirchen ab. Er wird von Michel, einem Förstersohn, aufgefunden und in die Hütte gebracht, die von den Eltern der Resl, die sich Michel zum Weibe erkoren hat, bewohnt wird. Der Fremde bringt durch seine sächsische Mundart Komik in das Stück; er staunt erst, als Resl und ihre Geschwister Schnadahüpfel singen, von denen er ganz begeistert ist. Resl fordert ihn auf, Lieder seiner Heimat vorzutragen, was aber mit einem großen Mißerfolg des Sachsen und schallendem Gelächter der Alpenbewohner endet. Der zweite Aufzug beginnt mit einer Eifersuchtszene zwischen Resl und Michel. Der Fremde scheint Michel gefährlich zu werden. Doch im gegenseitigen Singen der Schnadahüpfel versöhnen sie sich wieder und Michel geht auf die Jagd. Der Fremde, ein Maler, überredet Resl, sich von ihm zeichnen zu lassen. Nach einigem Zögern willigt Resl ein. Sie gehen von der Bühne ab, die die Mutter betritt. Die schaut nach ihrem Mann aus, der von einer Reise zurückkommen soll. Michel, dem der Fremde keine Ruhe läßt, kommt zurück, da stürzen die Geschwister Resls mit dem Ruf herein:

<sup>179)</sup> und <sup>180)</sup> im Besitz von Emma von Spaun.

„Mueter, Mueter, der Herr reißt der Resl den Kopf ab!“ Sie verstehen darunter den technischen Ausdruck des Zeichners, Mutter und Michel, der das Gewehr von den Schultern reißt, fassen es wörtlich auf und eilen Resl zu Hilfe. Der dritte Aufzug beginnt mit dem Frühstück der Almbewohner. Der Sachse lacht über das Mißverständnis des „Kopfabreißen“ und fragt Michel, ob er ihm Resls fertiges Bild schicken solle. Er nimmt hierauf Abschied und bittet, noch einmal Volkslieder hören zu dürfen. Resl und Michel singen ihm zweistimmige Schnadahüpfel und Jodler. Sie winken dem Sachsen noch lange nach, und in dem Augenblick, da er ihrem Gesichtsfeld entschwindet, taucht der Vater auf, den sie mit einem Chor begrüßen:

„Nirgends is's so guet als da  
In der Hoamat z'haus!“

„Der Morgen im Gebirge“ steht unter dem literarischen Vorbilde der „Fischerin“ von Goethe und des „Versprechens hinter dem Herd“ von Alexander Baumann, zu dessen „Strizow“ und Verwendung österreichischer Volksweisen das Spaunsche Stück reichlich Vergleichspunkte bietet. Das Stück, in oberösterreichischer Mundart geschrieben, ist in seiner Komik auf die sächsische Aussprache des Fremden aufgebaut. Der Sachse lernt in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in der Hütte die ganze Schönheit des Alpenlandes, die Unverdorbenheit und Frische seiner Bewohner kennen. Aber nicht im Sachsen, der aus Italien kommt, dürfen wir Josef Spaun sehen. Der Fremde soll nur dadurch, daß ihm alles neu und unbekannt ist, Josef Spaun den ganzen Reichtum seiner Heimat auf einmal zeigen. Josef Spaun ist dargestellt in der Gestalt des Vaters, der — ein feiner Kunstgriff — auf der Bühne gar nicht erscheint, den man nur kommen sieht und dem die Seinen zurufen:

„Schön than ham's eam auswärts a,  
Und ingladn ham's en, und traktirt,  
Und Freund, dö find er überall,  
Do nirgens — nirgens  
Nirgens hamt en d'Leut so gern,  
Nirgens hamt en d'Leut so gern,  
Als wir dahamt dö Sein!“

Wir haben damit Anton Spauns Leben und Schaffen, das mit seiner Tätigkeit im Gebiete der deutschen Literatur zusammenhängt, sowie diese selbst behandelt.

Spaun war Romantiker. Das Leben und die Arbeit, das Wollen und das Ziel Spauns ist ein Stück Romantik: bester Romantik. Die Liebe zu seinem Volk, zu den Kunstwerken seiner Heimat, die Liebe zur mittelhochdeutschen Zeit, Dichtung und Geschichte — sie war,

wie ich schon ausführte, ein Zweig wichtigster Äußerung deutscher Romantik. Allerpersönlichstes Schaffen, Wollen und Sein ist Anton Spauns literarische Tätigkeit: deswegen ist sein Name erfüllt vom romantischen Klang, ist sein Name verbunden mit der Arbeit an alter deutscher Dichtung.

Spauns literarische Arbeiten füllten aber in seinem Leben die freien Stunden aus, sie waren nur Liebhaberei. Seine Berufspflicht stellte ihn vor ganz andere Aufgaben. Ihnen soll ein abschließender, kurzer Überblick gelten.

Anton Spauns öffentliche und politische Tätigkeit fällt in die Zeit des Vormärz. Die Idylle der Biedermeierzeit war verklungen, der März des Jahres 1848 kündigte sich an. Da und dort kam es in den österreichischen Kronländern zu Unruhen. Wohl war es in Oberösterreich noch verhältnismäßig ruhig. Doch die Verfassungstürme, die am Gefüge des Kaiserstaates und an den Formen der Länderregierung rüttelten, rissen auch Spaun, besonders in den letzten Jahren, in die Unruhen der Zeit hinein<sup>181</sup>).

Von 1810 bis 1839 stand Spaun im Staatsdienst, 1823 wurde er Stadt- und Landrat. Daß ihm diese Arbeit gar nicht zusagte, beklagt er selbst oft genug in seinen Briefen: „. . . ich bin leider jetzt schon über und über mit Kriminalien beschäftigt; meine malerischen und antiquarischen Streifzüge werden immer seltener“, und in einem anderen Brief wieder heißt es: „. . . ich wandere und zeichne fleißig, genieße auch sonst viel erfreuliches, und das Hochgefühl darf ich wohl auch für mich in Anschlag bringen, daß ich, wie Theseus die Erde / : den Staat : / von Ungeheuern / : spießbürgerlichen Mautbeamten, Diebsgesindel, Schwarzkünstlern etc. : / reinige.“ Beide Briefe stammen aus dem Jahre 1823 und sind an seinen Freund Schober gerichtet. Dabei war es um seine Gesundheit nicht zum besten bestellt und es wundert uns nicht, wenn Spaun sich aus dieser Luft heraussehnt. Endlich bot sich ihm die Gelegenheit, den Staatsdienst mit dem ständischen Dienst vertauschen zu können.

Im Jahre 1838 trat der damalige Syndikus der Stände Heinrich Ritter von Schmelzing in den Ruhestand. Am 4. August 1838 reichte Spaun beim „Hochlöblichen Kollegium der Herren Stände“ um Verleihung der durch die Pensionierung Schmelzings freigewordene Stelle eines ständischen Syndikus ein<sup>182</sup>). Daß Spaun sich gerade um diese Stelle bewarb, hat seinen bestimmten Grund. Wir wissen ja, daß sein Vater von 1796 bis 1804 diese Stelle bekleidet hatte.

<sup>181</sup>) Viktor Bibl: Die niederösterreichischen Stände im Vormärz. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolution des Jahres 1848 (Wien, 1911) S. 30 ff.: Die Ständebewegung.

<sup>182</sup>) Oberösterreichisches Landesarchiv. Landschaftsakten E IV/3, 62.

Schmelzing war dessen Nachfolger gewesen, und nun wollte Anton Spaun die späte Nachfolge seines Vaters antreten. Er begründete sein Gesuch damit, daß er die juridischen und politischen Studien durchaus mit Vorzug abgelegt habe. Dann fügt er einen Überblick über seine bisherige Laufbahn in öffentlichen Diensten bei:

Mit Hofdekret vom 24. III. 1810 war er zum Auskultanten beim k. k. ob der ennsischen Landrecht ernannt worden und in dieser Eigenschaft legte er am 13. April 1810 seinen Dienst ab. Dann wurde er Ratsprotokollist, später Sekretär beim Landrecht. Mit Hofdekret vom 8. II. 1823 wurde er zum wirklichen Landrat befördert. Er erhielt in dieser Stellung besondere Belobungsdekrete über abgeführte Kriminaluntersuchungen, obwohl, wie wir wissen, ihn diese Arbeit durchaus nicht freute. Sein Herz sehnte sich nach einer anderen Betätigung. Und er war auch tatsächlich bald in den Dienst der Stände getreten; damit stand er unter zwei Herren und dieser Zustand konnte nur eine kurze Dauer haben. Im Jahre 1821 wurde er durch das Vertrauen des Ritterstandes zum unbesoldeten, 1825 zum besoldeten Ausschuß des Ritterstandes ernannt. Ja, mit Dekret vom 13. April 1831 wurde er sogar zum Verordneten des Ritterstandes befördert. Allerdings war diese Ernennung nicht so einfach vor sich gegangen. In der Landtagsitzung vom 15. Oktober 1829 wurde Spaun zum zweiten Verordneten des Ritterstandes mit sechs gegen eine Stimme gewählt<sup>183</sup>). Mit Dekret vom 29. November 1829 hat die Hofkanzlei jedoch die Bestätigung dieser Wahl verweigert und eine Neuwahl angeordnet, weil nach der von Leopold II. bestätigten ständischen Instruktion vom 22. XII. 1791 landesfürstliche Beamte von der Wahl zu Verordneten ausgeschlossen seien. Dagegen ergriff nun das Verordneten-Kollegium Rekurs. Es wies auf eine allerhöchste EntschlieÙung vom 4. II. 1821 hin, in der die Ausnahme gestattet sei, „daß in jenen Provinzen, wo die Stände nicht selbst unter weiland Sr. Mj. Kaiser Leopold II. die Ausschließung landesfürstlicher Beamten von ständischen Diensten angesucht haben und Allerhöchst Derselbe diesen hinach die Bekleidung ständischer Dienste untersagt hat, auch landesfürstliche Beamte bei Beihaltung ihrer Dienste zu ständischen Verordneten gewählt werden dürfen, wenn kein Dienst darunter leidet“. Das Verordneten-Kollegium griff sogar auf die ständische Instruktion vom 10. IX. 1718 zurück, in der k. k. Landräten ohne Anstand gestattet wird, sich zu Verordneten wählen zu lassen; nur war diese Instruktion außer Kraft! Spaun selbst reichte am 12. I. 1830 beim k. k. Stadt- und Landrechts-Präsidium um die Bestätigung ein, daß für den allerhöchsten Dienst kein Nachteil zu besorgen sei, wenn er als Verordneter des Ritterstandes bestätigt werde und außerdem

<sup>183</sup>) Ebendort. Landschaftsakten E III 57.

noch k. k. Landrat sei. Schon am nächsten Tag hatte er den gewünschten Bescheid in den Händen mit der Bemerkung, „daß bei der Tätigkeit und dem Fleiße des Herren Landrates kein Nachteil für den allerhöchsten Dienst zu befürchten sei“. Nachdem am 1. II. 1830 der Ritterstand und der Herrenstand noch Sitzungen abgehalten hatten, in der die Bestätigungsverweigerung besprochen wurde, wandte sich der Ritterstand noch am selben Tag in einer Nota an das Ständische Verordneten - Kollegium, um das Ansuchen Spauns zu unterstützen. Es kam aber auch noch zu einer Eingabe des Ritterstandes an den Kaiser selbst, bis endlich eine allerhöchste Entschließung vom 27. III. 1831 die Wahl unter der Voraussetzung bestätigte, „daß dadurch weder der landesfürstliche noch der ständische Dienst leidet“.

Doch zurück zu unserem Gesuch, das Anton Spaun um die erledigte Syndikusstelle eingereicht hat. Er erwähnte auch noch, daß er nebst dem Domprobst Ertl am 30. IV. 1828 vom Verordneten-Kollegium zum Kommissär zur Besorgung der Einlösungsgeschäfte der ob der ennsischen ständischen Domestical-Obligationen ernannt worden war, über welche Wirksamkeit er am 13. II. 1834 ein rühmliches Zeugnis erhalten habe. Am Schluß seines Gesuches verweist er natürlich auf die Tätigkeit seines Großvaters, des wirklichen Hofrates und Kanzleidirektors Thaddäus Spaun bei der k. k. Landeshauptmannschaft in Österreich ob der Enns, der am 23. IV. 1776 in die Genossenschaft der Herren Stände aufgenommen wurde, und auf seinen Vater Franz Xaver von Spaun, der von 1796 bis 1804 Syndikus der oberösterreichischen Stände gewesen war.

Diesem Gesuch an das Stände-Kollegium wurde vom k. k. wirklichen Appellationsrat Leopold Staudinger (als Präsidiums-Stellvertreter) eine Nota beigelegt, die Spaun ein rühmendes Zeugnis ausstellt. Es heißt unter anderem darin: „... daß er insbesondere als Rat ausgezeichnete Fähigkeiten, sehr gediegene Rechtskenntnisse und vielseitige wissenschaftliche Bildung bekundete und daß er bei den hierortigen kollegialen Beratungen durch seinen Scharfblick im Auffassen der verwickeltsten Fälle, durch seine Besonnenheit und Ruhe im Vortrag einen entscheidenden Vorzug behauptet.“ Und diese Nota schließt: „Wiewohl durch die Ernennung des Ritters von Spaun zum Syndikus ein löbl. ob der ennsisches ständisches Kollegium einen vorzüglichen Geschäftsmann erhalten würde und wiewohl diese Ernennung seinerwegen sehr wünschenswert sich darstellt, so muß ich dennoch diese Note mit der Versicherung schließen, daß das Stadt- und Landrecht durch seinen Austritt einen bedeutenden Verlust erleiden würde.“<sup>184)</sup>.

<sup>184)</sup> Ebendort. Landschaftsakten B II 2/6.

Am gleichen Tag, von dem diese Nota datiert ist, am 7. VIII. 1838, wurde ein Rundschreiben an die Mitglieder der Stände ausgegeben, in dem sie vom Rücktritt Schmelzings und der beim nächsten Landtag vorzunehmenden Wahl des neuen Syndikus verständigt werden. Diese Landtagsitzung fand am 17. September 1838 statt. Anton Ritter von Spaun wurde „in Rücksicht seiner rühmlichen Eigenschaften, vollkommenen Landeskenntnis, und insbesondere seiner ausgezeichneten Dienstleistung als ständischer Verordneter“ einstimmig zum Syndikus gewählt.

Die vereinigte Hofkanzlei hat laut Dekret vom 18. Oktober 1838 die Wahl Anton v. Spauns genehmigend zur Kenntnis genommen unter der Bedingung, „daß Ritter von Spaun seine neue Bestimmung erst nach bewirkter Entlassung von der Landratsstelle anzutreten haben wird“. Diese Entlassung aus dem landesfürstlichen Dienst wurde am 22. I. 1839 ausgesprochen. Spaun führte jedoch die laufenden Geschäfte noch zu Ende und trat mit höchster Bewilligung erst am 1. März 1839 seinen Dienst als Syndikus der Stände des Landes ob der Enns an.

Wir kommen nun zur Frage, welches die Stellung und der Wirkungskreis eines ständischen Syndikus war. Es mutet vielleicht seltsam an, wenn ich die Begrenzung des Wirkungskreises eines der hervorragendsten ständischen Ämter als eine „Frage“ bezeichne. Daß dies wirklich eine Frage ist, soll nachfolgende Geschichte beweisen. Nach dem Tode Franz Xaver Spauns weigerte sich die Hofkanzlei, die Wahl Heinrich Ritter von Schmelzings zum ständischen Syndikus zu bestätigen, und sie verlangte über 3 Punkte Aufklärung, deren erster in der Frage bestand, worin die Geschäfte eines Syndikus bestehen!

Es findet sich auch tatsächlich aus dem 19. Jahrhundert keine Aufgabenbestimmung für einen ständischen Syndikus, abgesehen von einigen, für eine bestimmte Gelegenheit erlassenen Verfügungen. Uns bleibt also nichts anderes übrig, als die „Instruktionen“ aus dem 18. Jahrhundert zu Hilfe zu ziehen.

Mit dem Reskript vom 21. Juli 1783 hob Josef II. die ständischen Verordneten-Kollegien auf und übertrug die Besorgung ihrer Geschäfte der an die Stelle der Landeshauptmannschaft getretenen Landesregierung. Ihr sollten 2 ständische Deputierte mit Sitz und Stimmen angehören und der Syndikus, der den Dienst eines Sekretärs zu versehen hatte<sup>185</sup>). Damit war die Wirksamkeit der Stände als selbständige Körperschaft aufgehoben. Aber schon bald nach dem Tode Josefs II. — er starb am 20. Feber 1790 — führte Leopold die ständische Verfassung wieder ein (2. November 1790).

<sup>185</sup>) Stauber: Ephemeren S. 82.

Und schon vom 9. Dezember ist der „Unterricht uiber den Geschäftenzug der ständischen Ämter im Erzherzogthum Österreich ob der Enns“ datiert, aus dem wir den Punkt 23 für unseren Zweck herausgreifen wollen. Er lautet: „Da nicht alle möglichen Fälle voraussehen sind, so haben bei aufstoßenden besonderen Manipulation-Anständen sammentliche Ämter sich an den Herrn Syndicum und den Kanzley Referenten, denen die Leitung derselben von den Herren Ständen anvertrauet ist, soweit nur die Erforderung der Geschäften nach den Raths-Conclusis in der Frage steht, zu verwenden, und sich nach deßelben Leitung einstweilen zu benehmen, und in wichtigeren Fällen, wo ganz neue Verfügungen zu treffen wären, ist die Entscheidung des Collegii selbst einzuverlangen . . . Nach dieser Vorschrift hat der Herr Syndikus die Kanzley-Direktion . . . zu führen“<sup>186</sup>). Vom 16. Dezember 1790 gibt es nun eine in Linz selbst „von allen Herren Ständen“ unterschriebene „Instruction, nach welcher sich der zeitliche Syndikus einer löblichen Landschaft des Erzherzogtums Österreich ob der Enns zu richten, und zu halten hat“<sup>187</sup>).

Der Inhalt dieser Instruktion ist folgender:

I. Den Ständen und deren Verordneten gehorsam, getreu und gewärtig zu sein, ihren Nutzen zu fördern und sie vor Schaden zu warnen. Er hat sich eine vollkommen gründliche Kenntnis durch emsige Durchlesung der Archiv Akten beizulegen.

II. Er muß anwesend sein: bei den 4 Ständeversammlungen, bei den Ratssessionen der Heren Verordneten, dann deren löblichen 3 oberen Ständen, wie auch deren löblichen 2 politischen Ständen (Herren und Ritterschaft): eines jeden Landmitgliedes abgegebenes Votum aufrichtig und deutlich vorzumerken, die bei den Deliberationen anwesenden Landesmitglieder genau aufzuzeichnen, die Schriften und Concepten aufmerksam und schnell zu verfassen, damit sie die Stände bald haben.

Der 3. Punkt überträgt ihm die uns schon bekannte Aufsicht über die Kanzlei. Wichtig erscheint mir wieder der 6. Punkt, der die gründliche Kenntnis der ständischen Rechte verlangt, damit der Syndikus bei Beratungen in Rechtsfragen Aufklärung erteilen und die Mitglieder der Stände juristisch beraten könne. Ferner muß nach dieser Instruktion der Syndikus die Protokolle der Versammlungen überwachen und den Auszug der zur Beratung stehenden Angelegenheiten jedem einzelnen Mitglied vorlegen. In seinen Aufgabenbereich fällt auch die Verfassung aller ständischen Verordnungen, Denkschriften, Adressen usw. Schließlich hat er auch

<sup>186</sup>) Landschaftsakten E I 4.

<sup>187</sup>) Landschaftsakten E I 4/136.

die Aufsicht über die landschaftliche Bibliothek zu führen. Das Kanzleireferat jedoch stand nicht dem Syndikus, sondern einem der Verordneten zu, der die richtige Beförderung der Geschäfte zu überwachen hatte (Punkt 49 aus der „Instruktion! Für das ständische Verordneten Kollegium in Österreich ob der Enns“ vom 22. Dezember 1790. Der Seltsamkeit halber sei bemerkt, daß unter den dieser Instruktion angefügten Unterschriften sich auch die Franz Xavers v. Spaun befindet).

Wenn wir nun auf Grund dieser Belehrungen die Stellung des ständischen Syndikus klar bezeichnen wollen, so können wir in ihm den Kabinettsdirektor und juristischen Beistand der oberösterreichischen Provinzialstände sehen.

Spaun war dabei noch Verordneter des Ritterstandes. Die Volksbewegung des Jahres 1848, welche alle Gemüter, nicht am wenigsten aber die Stände, in heftige Regungen brachte, zog Spaun in seiner Zwitterstellung arg in Mitleidenschaft; er griff in die sich entspinrenden Verhandlungen und Kämpfe um die Neugestaltung der ständischen Verfassung mit aller Kraft seiner Überzeugung ein; er war jedoch all den damit verbundenen Aufregungen gesundheitlich nicht gewachsen.

Am 28. März des Jahres 1848<sup>188)</sup> hatte der niederösterreichische Landmarschall Montecuccoli die Stände der verschiedenen Länder zur Teilnahme an den Sitzungen eines Zentralausschusses der Provinzialstände eingeladen. Der Abordnung aus Oberösterreich gehörten neben Johann Nepomuk Freiherrn von Stiebar, Dr. Karl Wisner und Franz Forster auch Anton Spaun an. In der 4. Sitzung dieses Ausschusses trug Spaun den Versammelten „Beiläufige Umriss der künftigen provinzial-ständischen Verfassung“ vor.

In Oberösterreich selbst sollte auf Grund der in Wien angenommenen Richtlinien weitergearbeitet werden. Spaun trat auch in der I. Sektion und im Landtag mit seinen Anschauungen auf, unter denen besonders die vollständige Beseitigung der alten ständischen Rechte großes Aufsehen hervorrief und Ablehnung erfuhr. Es kam zu heftigen Kämpfen innerhalb des Landtages, bei denen Spaun mit seinem Anhang — dem Prälatenstand — unterlag. Brunner arbeitete ebenfalls eine „Verfassung der Stände“ aus, die der Landtag annahm. Spauns Gegnerschaft gegen den Landtag, dem er doch der beratende Beamte sein sollte, steigerte sich so sehr, daß er — neben demonstrativem Fernbleiben — auch an den Reichstag eine Beschwerde richtete.

Als die Amtszeit der I. Sektion (der die vorbereitenden Arbeiten zufielen) und des Landtages zu Ende war, bestand als einzige

<sup>188)</sup> K. Hugelmann: Der Zentralaussschuß der Stände im Jahre 1848. Wien. 1914.



geschäftsführende Körperschaft der obderennsischen Landschaft das von Spaun ebenfalls heftig bekämpfte „Verstärkte Verordneten-Kollegium“. So bestritt Spaun dem verstärkten Verordneten-Kollegium das Recht, anlässlich der Thronbesteigung des Kaisers am 2. Dezember 1848, diesem eine Huldigungsadresse zukommen zu lassen. Und Spaun erlebte den Triumph, daß sich seiner Partei immer mehr Anhänger, manche sogar aus dem Verstärkten Verordneten-Kollegium selbst, anschlossen.

Wie tief die Verstimmung Spauns und seiner Anhänger schon ging, zeigt sich darin, daß der nächste Schritt der Opposition gar nicht mehr in einer offiziellen Körperschaft, sondern in Spauns Wohnung erfolgte. Am 13. März 1849 fand in Spauns Wohnung eine vom Grafen Barth einberufene Versammlung statt, in der, ausgehend von der neuen Reichsverfassung, noch einmal zur Gestaltung des Verordneten-Kollegiums Stellung genommen wurde. Die Vertreter des Herrenstandes stellten sich dabei auf den Standpunkt, daß die ständische Verfassung trotz der neuen Reichsverfassung eben noch solange in Kraft sei und bleibe, bis die neuen Bestimmungen über die zukünftigen Länderverfassungen tatsächlich gegeben seien. In diesem Sinne wurde auch eine Eingabe an das Ministerium gerichtet, auf die eine Entscheidung des Ministeriums in einem Erlasse vom 17. April 1839 antwortete. Der Standpunkt der Prälaten und der übrigen beschwerdeführenden Mitglieder wurde als rechtmäßig anerkannt, jedoch wurde darauf hingewiesen, daß in Erwartung der neuen Länderverfassungen die ständischen Einrichtungen mit den zeitgemäßen Zuständen in Einklang zu bringen seien. Um aber doch irgendeinen Ausweg zu finden, wurde ein Kompromiß durchgeführt, indem man den ständischen Ausschuß mit dem „Verstärkten Verordneten-Kollegium“ vereinigte.

Diese Körperschaft, die den Namen „Vereinigtes Landeskollegium“ führte, war der parlamentarische Abschluß der Kämpfe, die Spaun im Landtag und in den Kollegien ausgefochten hatte.

Aber diese Kämpfe des Jahres 1848 hatten Spauns körperlichen Zustand in bedenklichem Grade erschüttert. Spaun war kein Freund der Revolution gewesen, aber ein Anhänger organisch hochstrebender Entwicklung. Stifter schrieb am 4. September 1849 an Gustav Heckenast: „Als die Unvernunft, der hohle Enthusiasmus, dann die Schlechtigkeit und endlich sogar das Verbrechen sich breit machten und die Welt in Besitz nahmen: da brach mir fast buchstäblich das Herz, wie es meinem edlen Freunde Spaun in der Tat gebrochen ist, der jetzt von der Ewigkeit auf uns herüberschaut. Oft habe ich ihn, der ich selber wenig Trost hatte, getröstet. Er unterlag und sah die wiederkehrende Ermannung nicht mehr<sup>189)</sup>. Spauns Herzleiden,

<sup>189)</sup> A. Stifters Briefe 1, S. 87.

an dem er schon von früher Jugend an litt, verschlimmerte sich immer mehr. Da nahm er Urlaub und ging nach Kremsmünster, um dort Erholung zu finden. Sein Körper war jedoch schon zu sehr angegriffen und am 26. Juni 1849 um 7 Uhr abends starb Anton Spaun. Sein Begräbnis, das am 28. Juni um 4 Uhr nachmittags stattfand, wurde vom Abt des Stiftes zu Kremsmünster, Thomas Mitterndorfer, unter Begleitung der gesamten Geistlichkeit angeführt. Der Landeschef und mehrere Mitglieder der Landesregierung Oberösterreichs nahmen an dem Begräbnis teil.

Viktor von Knebler faßte das Bild seiner Persönlichkeit in die Verse zusammen:

„Mit gold'nem Schein hat Alles er umspinnen,  
 Sein Weib, er hielt es wert vor allen Dingen,  
 Den Töchtern war er mild wie's Licht der Sonnen.  
 Dem Sohn gab er zu edlern Sinn die Schwingen,  
 Den Freunden reichen Trunk vom Schönheitsbronnen  
 Und seinem Lande einen Opferdingen“<sup>190)</sup>.

Schon am 8. August 1849 stellte Josef Edlbacher, Conzipist der Herren Stände ob der Enns, an den Verwaltungsausschuß des Museums Francisco-Carolinum den Antrag, die Anregung des Prälaten von Kremsmünster zu verwirklichen, die dahin ging, Anton Spaun im Kirchhof von Kremsmünster ein Denkmal zu setzen. Eine öffentliche Subskription solle die 180 fl. C.M. hereinbringen, die für den ersten Augenblick dazu nötig erschienen. Der Prälat von Kremsmünster hatte den Platz schon angekauft und eine erste Spende bereitgestellt. Dem Museum aber stünde nach der Ansicht Mitterndorfers die Durchführung dieses Planes zu, „da Herr Ritter von Spaun es war, welcher zuerst die Errichtung einer Musealanstalt nach dem Vorgange in den anderen Provinzen erfaßte und in Gang brachte“<sup>191)</sup>.

Der Gedanke, Spaun ein Denkmal zu setzen, stieß jedoch auf unerwartete Schwierigkeiten. So lehnte es der Buchhändler Eurich ab, die Subskriptionsaufforderung in das Hauptblatt der Linzer Zeitung aufzunehmen. Es kam denn auch am 20. November 1849 zu einer Sitzung der in Linz wohnenden Mitglieder des Verwaltungsausschusses des Museums Francisco-Carolinum, in der beschlossen wurde, von einer öffentlichen Einladung zur Subskription abzusehen, dagegen bei Freunden und Verehrern Spauns privat zu sammeln. Das Museum aber, das Spaun sein Dasein verdankte, erklärte sich bereit, den zur nötigen Endsumme fehlenden Betrag zu leisten. Um die Ausführung des Denkmals bewarben sich der Kunsthändler und

<sup>190)</sup> Im Besitz von Emma v. Spaun.

<sup>191)</sup> Landesarchiv. Akten des Musealvereines I 5/11.

Lithograph Josef Hafner in Linz und der Steinmetzmeister Hextauer aus Salzburg; schließlich wurde dem Linzer Hafner die Ausarbeitung des Entwurfes übertragen<sup>192)</sup>, der in letzter Entscheidung von der Familie Spaun und Josef Kenner auch angenommen wurde. Unterdessen flossen die Spenden für das Denkmal verhältnismäßig reich ein. Schon am 1. Dezember 1849 konnte Adolf Graf Barth von Barthenstein der Musealkassa 150 fl. C. M. übergeben, die er unter den Herren- und Ritterständen gesammelt hatte<sup>193)</sup>. Umso seltsamer ist es, daß schließlich aber der Plan doch nicht verwirklicht wurde. Die Akten weisen da eine Lücke auf, eine Erklärung für das Scheitern dieses Unternehmens läßt sich nicht finden. Auch der schon früher erwähnte Entwurf Schwinds kam nicht zur Ausführung.

So steht denn heute ein einfacher Stein über dem Grabe Anton Spauns in Kremsmünster. Und unter diesem Stein liegt ein Oberösterreicher, der seine Heimat und sein Volk über alles liebte.

---

<sup>192)</sup> Ebendort I 5/11, 155.

<sup>193)</sup> Ebendort I 5/11, 184.



# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines](#)

Jahr/Year: 1933

Band/Volume: [85](#)

Autor(en)/Author(s): Angsüßer Josef

Artikel/Article: [Anton Ritter von Spaun. - Seine Persönlichkeit und seine literarischen Werke 1-68](#)